



Ascher Hundbrief



Folge 3

März 2005

57. Jahrgang

Kann das denn alles gewesen sein?

Ostergedanken von Msgr. Rainer Boeck

Das Kreuz auf dem Altar der Ascher Kirche, das auf diesem Titelblatt zu sehen ist, ist mir lieb und teuer. Selbst habe ich dieses Kreuz zwar nicht mehr gekannt. Aber meine Vorfahren haben über Jahrhunderte hin vor ihm gebetet und zu seinen Füßen Freud und Leid abgeladen. Als meine Familie — mit so vielen anderen — vor nunmehr fast sechs Jahrzehnten aus ihrer Heimat vertrieben wurde, ist das Kreuz aus der Ascher Kirche in ihrem Herzen mitgegangen. Ja, das Kreuz der Vertreibung hat sich in besonderer Weise verbunden.

Wenn wir heute in die deutsche Gesellschaft hineinschauen, könnte man meinen, das „Kreuz“ sei unsere alles bestimmende Wirklichkeit. Überall hören wir jammern. Viele sehen ihre Zukunft in düsteren Farben. Wer das Schicksal der Vertreibung noch am eigenen Leib erlebt hat, wird angesichts unserer heutigen negativen Sichtweise nur den Kopf schütteln. Denn objektiv gesehen geht es den meisten bei uns doch recht gut. Wir klagen auf hohem Niveau und vor allem die jüngere Generation kann sich kaum vorstellen, was es vor sechzig Jahren hieß, nur mit einem Koffer oder Pappkarton in der Hand aus al-



Der Altar der evangelischen Kirche in Asch, ein Meisterwerk des J. Simon Zeitler aus Grün, 1755.

lem vertrieben zu werden, was bisher das Leben ausgemacht hatte. Damals, das war wirklich ein schreckliches Kreuz, das nicht nur unsere sudetendeutsche Volksgruppe tragen musste, sondern es war auf die Schultern ungezählter Menschen gelegt, die unter den unsagbaren Gräueln des Krieges zu lei-

den hatten. Auch heute haben viele individuelle Kreuze zu tragen. Aber aufs Ganze gesehen ist unsere Zeit — trotz mancher wirtschaftlicher und sozialer Abwärtstrends — mit der Vertreibung nicht zu vergleichen.

Warum aber nehmen die Schwarzseher in unserer Gesellschaft trotzdem überhand? Wohl deswegen, weil unsere Sichtweise so „beschränkt aufs Irdische“ geworden ist. Vielfach fehlt der Glaube, dass die mühevollen Wege durchs Leben nicht alles gewesen sind. Vielfach fehlt die Hoffnung, dass hinter den irdischen Kreuzen das neue Licht der Auferstehung aufleuchtet. Höchstens stellt man sich mit Wolf Biermann die Frage: „Kann das denn alles gewesen sein: Das bisschen Sonntag und Kinderschrei'n; Das bisschen Fußball und Führerschein; Nur Schaffen und Raffeln und Husten und Hass — und dann noch den Löffel abgeben?“

Und so kommt es zu ganz eigenartigen Verhaltensweisen: Weil man das Leben über weite Strecken als grau und nur schwer erträglich empfindet, versucht man ihm mit immer verrückteren Kicks immer neue Reize abzugewinnen. An Gummibändern stürzt man sich von hohen Eisenbahnbrücken, um so das nötige Adre-

nalin zu erzeugen, das den Alltag erst verträglich macht. Umgekehrt klammert man sich dann aber — warum eigentlich? — mit unheimlicher Gier an diesem Leben fest. Es gibt Menschen, die sich unmittelbar nach dem Tod ihre Körper konservieren und sie in flüssigem Helium lagern lassen — atombombensicher. Im Glauben daran, dass die Wissenschaft bald soweit ist, sie wieder zu beleben. Sie hoffen also auf ein irdisches Leben ohne Ende.

Was aber glauben wir Christen angesichts solcher Abstrusitäten? Eigentlich das, was einem der gesunde Menschenverstand eingibt. Nämlich, dass für jeden von uns das irdische Leben früher oder später definitiv zu Ende geht. Weder sind wir dazu verdammt, auf dem Weg der Seelenwanderung wieder und wieder in diese Welt zurückkommen zu müssen. Noch wird sich unser Dasein auf eine andere mysteriöse Weise fortsetzen. Wir können froh sein, dass es so ist: Denn wer wollte trotz allem Schönen dieses Leben in die Ewigkeit hinein ausdehnen? Wer wollte seine Kreuze durch eine irdische Ewigkeit tragen?

Das irdische Leben endet also mit dem Tod. Was dann aber Gott mit uns vorhat, sprengt alle unsere Vorstellungen. Denn er lässt uns nicht ins Nichts fallen. Sondern Gott nimmt sich unseres irdischen Lebens an. Nach dem Tod vollendet er unser Leben. Dieses unser irdische Leben und kein anderes. Gott drückt allerdings unserem Leben nicht bloß den Stempel der Ewigkeit auf.

Denn die Vollendung schließt Verwandlung ein, gegebenenfalls eine schmerzliche Veränderung. Das Ziel dieser Veränderung ist eine Lebendigkeit, zu der wir in der Welt nie durchstoßen, weil wir uns immer — bedingt durch die Sünde — mehr oder weniger der Liebe Gottes verschließen. Der Tod macht uns uns ganz auf: „ewiges Leben“ ist dann ein Leben in vollkommener Gemeinschaft mit Gott. Das heißt aber auch, dass für einen Menschen, der sich in seinem irdischen Leben auf Gottes Liebe einlässt, bereits hier das ewige Leben beginnt.

Nochmals anders gesagt: Ewiges Leben ist ein Leben in der Liebe Gottes. In dieser Liebe erreichen wir Menschen das Höchstmaß unserer Lebendigkeit — in Beziehung zu stehen mit allen und allem. Die ganze Menschheit, die ganze Welt hat Platz in dieser Hoffnung.

Dieser letzte Gedanke führt uns wieder zum Kreuz in der Ascher Kirche zurück. Durch das Unrecht der Vertreibung fort von jenen Orten, wo sie gelebt, geliebt und gebetet haben, ist im Inneren vieler unserer Landsleute etwas passiert, was sich bis heute nicht gelöst hat. Es ist, als wäre ein Teil ihrer Seele erfroren durch das Schreckliche, das ihnen angetan wurde. — Gott fordert von keinem von uns Übermenschliches. Und für manche wäre es in der Tat übermenschlich, denen jetzt ins Gesicht zu lachen, die ihnen alles genommen haben. Was Gott uns aber anbietet, ist folgendes: wir dürfen un-

sere Erfrierungen der Wärme seiner Liebe aussetzen. Und plötzlich merken wir, dass Erfrorenes taut und wir denen näher kommen, von denen wir so lange nichts wissen wollten. Plötzlich fallen Schranken und Grenzen. Und das ist es ja wieder, was wir Ewigkeit nennen: mit allen und allem in Beziehung leben. Vielleicht haben wir noch gar nie daran gedacht: aber wenn wir Deutsche und Tschechen aufeinander zugehen und uns die Hände reichen, dann holen wir ein Stückchen Ewigkeit in unsere Welt herein.

Manche Zeitgenossen, die mit dem ewigen und in Folge davon auch mit dem irdischen Leben recht wenig anfangen können, denken, der christliche Glaube sei etwas für die ewig Gestrigen. Wie irren sie doch! Vielmehr hat uns das Kreuz in der Ascher Kirche die Augen für die Situation für unsere heutige Welt aufgemacht. Und wir haben gesehen, wie arm unser Leben wird, wenn wir nicht darauf vertrauen, was nach dem Kreuz kommt: nämlich Auferstehung und ewiges Leben. Wir haben gesehen, dass der Glaube an ewige Leben nicht den Geschmack an irdische verdirbt, sondern ihn nur noch verstärkt. Denn wenn Feindschaft und Hass abnehmen, wenn Barrieren fallen, wenn die Liebe zu Freund und Feind triumphiert (vgl. Mt. 5,44), dann merken wir, dass wir dort angelangt sind, wo wir hin sollen. Dann braucht es keinen weiteren Kick mehr. Dann strahlt die Auferstehungssonne überm Kreuz.



Fritz Klier:

Neues aus der alten Heimat

(108)

Ein in der letzten Zeit nie dagewesener strenger Winter will kein Ende nehmen. Er war gekennzeichnet von strenger Kälte, viel Sonne, Schnee, der enge Straßen in der Stadt zu einspurigen Fahrbahnen machte und viel Raureif. Mitte Feber gab es Abschnitte, in denen es jeden Tag schneite und die Schneepflüge Schwierigkeiten hatten, die Straßen zu räumen. Auf den Höhen in der alten Heimat, sowie im Fichtelgebirge liegen einen Meter Schnee und jeden Tag schneit es noch weiter.

Wieder einmal waren die Landkreise Wunsiedel und Hof ganz besonders in Mitleidenschaft gezogen, bei der es Mitte Feber Tote und Verletzte gab, in der Hauptsache durch Orkan, Überschwemmungen, Straßenglätte usw., wobei in diesen Regionen fast alle Feuerwehren im Einsatz waren. Bei der Abfassung meines Berichtes Ende Feber herrschte noch tiefster Winter mit Schneefall und klirrender Kälte. Strahlend blauer Himmel mit viel Sonnenschein verstärkten die nächtlichen Temperaturen.

★

Asch im Spiegel der Zeit

„Asch im Spiegel der Zeit“ heißt eine Publikation, die noch heuer vom Ascher Rathaus herausgegeben werden soll. Das etwa 80-seitige Buch mit vielen Fotos und Zeichnungen soll sowohl über die Vergangenheit als auch über die Gegenwart der Selber Nachbarstadt informieren. Die Bilder werden von einem dreisprachigen Text (Tschechisch, Deutsch, Englisch) erläutert. Zur Zeit laufen die letzten Textkorrekturen des Autorenteam. Die Entstehung des Buches wurde auch von Seiten der EU mit umgerechnet rd. 10.000 Euro unterstützt. Weitere 3.000.000 Kronen (?) von Firmen und Unternehmen gespendet. Das Buch soll unter anderem auch offizielles Geschenk an Besucher der Stadt sein.

In Asch wird auch ein neues Freibad entstehen, nachdem die Stadt jahrzehntelang keines besaß. Ein Teich am Rand von Nassengrub soll auf Beschluss des Stadtrates umgebaut werden. Allerdings steht noch die Genehmigung des Prager Umweltministeriums aus, denn in diesem Teich ist die geschützte Teichmuschel heimisch. (Selber Tagblatt)

Kommentar:

Nachdem es in Nassengrub nur einen

Teich dieser Kategorie gibt, kann es sich nur um die aufgelöste Lehmgrube (Loamgroum) handeln, die einstmals eine Ziegelei mit dem Rohstoff Lehm versorgte. Die ganze Zeit her wurde die „Loamgroum“ als Badeteich benützt.

★

Asch: Warum deutsche Touristen oft Märchen erzählen

Immer häufiger kommt es vor, dass deutsche Touristen bei der tschechischen Polizei „Märchen“ erfinden. Das war Anfang Feber der Fall, wie in böhmischen Regionalzeitungen zu lesen war. Schreckliche Geschichten über dreiste Raubüberfälle bekämen die Beamten zu hören, in allen Details ausgemalt. Wie z. B. die von dem 52-jährigen Deutschen, der angab, in der Ascher Karlsgasse von „drei bräunlich aussehenden jungen Männern“ überfallen und beklaut worden zu sein. Dabei seien ihm insgesamt 2900 Euro gestohlen worden. Der Mann entpuppte sich sehr bald als ein schlechter „Märchenerzähler“, wie die Egerer Kriminalisten schnell herausfanden. Das gerissene „Söhnchen“ wollte durch die Räuberpistole seine alten Eltern dazu bewegen, ihm die gestohlenen Gelder zu ersetzen. Der 52-Jährige ist kein Einzelfall. Die Kriminalisten in Tschechien können mitt-

lerweile ein Lied singen von Touristen, die mit erfundenen Geschichten ihre „Sünden“ vor Angehörigen vertuschen wollen, zum Beispiel im Rotlichtmilieu. Und das meist nur deshalb, um ihren Ehefrauen den Verlust von viel Geld in obskuren Etablissements erklären zu können. (Selber Tagblatt)

★

Lehrermangel in Böhmen: Bezirk Karlsbad — Pädagogen gehen in besser bezahlte Jobs

Nicht nur in Bayern gibt es zu wenige Lehrer, auch das Nachbarland Tschechien leidet unter dem Mangel an geeignetem Lehrpersonal in den Schulen. Besonders deutlich wird dies im Bezirk Karlsbad. Nach statistischen Angaben des Prager Instituts für Bildungswesen verfügen im westlichsten tschechischen Bezirk nur zwei Drittel der Pädagogen über eine vollwertige Lehrerqualifikation. 13 Prozent der Lehrkräfte befinden sich in Westböhmen schon im Rentenalter, arbeiten aber dennoch weiter. Diese Zahlen verdeutlichen, dass die Situation im Bildungswesen des kleinsten tschechischen Bezirks deutlich schlimmer ist als in den anderen böhmischen Regionen. Im Nachbarbezirk etwa verfügen 90 Prozent der Lehrkräfte über den notwendigen Hochschulabschluss für ihre Fächer. Am schlimmsten steht es im Bezirk Karlsbad mit der Qualifikation für Deutsch und Englisch. Der Bezirk Karlsbad ist darüber hinaus sehr stark am Fremdenverkehr orientiert und an grenzüberschreitender wirtschaftlicher Zusammenarbeit.

Besonders gravierend ist der Mangel an qualifizierten Lehrern in den ländlichen Gebieten. An privaten Schulen ist die Situation besser. Diese Schulen verlangen Schulgeld und bezahlen ihre Lehrer besser als die staatlichen Schulen. Dort haben die Direktoren oft große Probleme mit der Finanzierung des Schulbetriebs. Auch die Lehrergehälter müssen sich dort an die Möglichkeiten der jeweiligen Schulen anpassen. Auf der anderen Seite sind die Schulen in Westböhmen mit modernsten Lehrmitteln ausgestattet. Sie verfügen fast alle über Computer mit Internetanschluss. Informatiklehrer gibt es genügend, sie haben auch die notwendige Qualifikation. Trotzdem werden im Bezirk Karlsbad die Probleme der Stellenbesetzung mit qualifizierten Lehrern bestehen bleiben. Die nächste pädagogische Fakultät gibt es in Pilsen. Wenn die Absolventen keine passenden Stellen in den Großstädten bekommen, schmeißen sie lieber ihren Lehrerberuf und suchen sich besser bezahlte Jobs bei Banken, in der Stadtverwaltung oder in der Wirtschaft. Vor allem Mathematik, Informatik und Sprachen sind dort gefragt. Und mehr Geld gibt es auch als im schlecht bezahlten Lehrerberuf. (Selber Tagblatt)

★

Trasse Selb-Asch: Auch Geschichte bedeutsam

Mit Vehemenz setzt sich Rehaus Bürgermeister Edgar Pöpel in einem

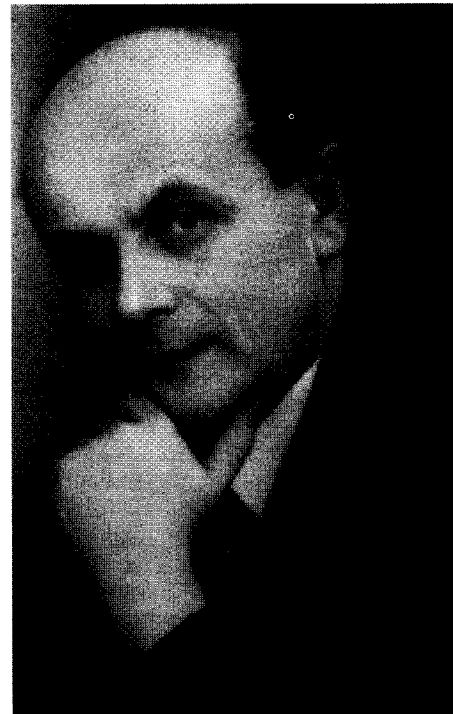
Schreiben an Bayerns Wirtschaftsminister Otto Wiesheu für die Wiederbelebung der grenzüberschreitenden Bahnlinie zwischen Selb/Plößberg und Asch ein. Mit der Einbindung Tschechiens in die EU seien neue Zeichen gesetzt worden. Für den Tourismus und die wirtschaftliche Entwicklung sei die Reaktivierung der Nahverkehrsstrasse unverzichtbar. Pöpel bringt einen neuen Gedankengang in die seit zehn Jahren anhaltende Diskussion um die Linie. Es solle überlegt werden, ob diese Verbindung als Schienenweg von historischer Weltbedeutung Betrachtung finden sollte. Außerdem verweist er auf die vier Jahrzehnte, in denen wir täglich den Eisernen Vorhang sichtbar und spürbar zur Kenntnis nehmen mussten. Pöpel erinnert in diesem Zusammenhang an den Durchbruch eines Personenzuges bei Asch im Jahre 1951. Dies war eine Weltsensation. „Es wäre gut — so Rehaus Bürgermeister weiter, wenn auch die geschichtliche Bedeutung der Strecke in die weiteren Beratungen einbezogen würden.“

★

Bahnstrecke Segen oder Fluch — Interessengemeinschaft Erkersreuther Bürger äußert Bedenken

Die von einigen Politikern der Region favorisierte Wiederinbetriebnahme der Bahnlinie Selb/Plößberg-Asch erhitzt zunehmend die Gemüter. Offen wird über den Sinn oder Unsinn des Vorhabens diskutiert. Erst recht nach dem vorliegenden Gutachten ist die Bahnstrecke Segen oder auch Fluch für die Region? Mit einem Brief vom 8. 2. 2005 hat sich die „Interessengemeinschaft Erkersreuther Bürger“ gegen Bahnlinienbetrieb Selb/Plößberg-Asch an den bayerischen Wirtschaftsminister Otto Wiesheu gewandt und darin ihre Bedenken vorgebracht. „Unsere schon im Jahr 2002 geäußerten Befürchtungen werden nun durch das Gutachten noch weit übertroffen“, heißt es in dem Schreiben. Nach den Fahrplänen des Gutachtens würden täglich 45, mindestens aber 37 Personenzüge zwischen 6.40 Uhr und 21.19 Uhr am nördlichen Erkersreuther Wohngebiet vorbeifahren. Dies hieße etwa alle 20 Minuten die Durchfahrt eines Zuges, stellte die Interessengemeinschaft fest. Diese hohe Frequenz von Zügen wird mit Argumenten begründet, die vielleicht für die tschechische Seite gelten, betonen die vier Unterzeichner des Schreibens. Im Gutachten werde bestätigt, dass eine Rentabilität der Strecke nur über zusätzlichen Güterverkehr zu erreichen wäre, wobei der mehr als 80-prozentige Betriebskostenverlust des Personenverkehrs — etwa 1,8 Millionen Euro im Jahr mit mindestens vier Güterzugpaaren in der Nacht zu kompensieren wäre. Kritik äußert die Interessengemeinschaft auch an den hohen Investitionskosten von 25 Millionen Euro, zusätzlich den vier Millionen für zwei Bahnbrückenbauten und für die nördliche Straßenumgehung von Erkersreuth mit weiteren fünf Millionen Euro.

Durch den entstehenden Bahnverkehr sehen sich die Unterzeichner und mindestens 500 andere an der Bahntrasse wohnende Bürger durch Lärm, die Gefährdung der Bausubstanz durch Erschütterungen und die Entwertung ihrer Grundstücke massiv in ihrer Lebensqualität beeinträchtigt. Und nicht zuletzt weisen die Vertreter der Interessengemeinschaft auf eine Umfrage ortsansässiger namhafter Firmen hin. Der Tenor: „Die mögliche Bahnlinie spiele für diese Unternehmen keine Rolle, da die Güter grundsätzlich mit Speditionen befördert werden. (Blickpunkt)



Wer hat ihn nicht gekannt, den beliebten und geschätzten Ascher Pädagogen Dr. Ferdinand Swoboda und manch einem unseres Jahrgangs hat er sein umfangreiches Wissen in der Schule vermittelt.

Die vom Ascher Bezirkslehrerverein herausgegebenen Beiträge von Karl Alberti und andere heimatkundliche Bücher erhielten von ihm die entscheidenden verlegerischen Impulse.

Erst nach 1938 ließ er sich bewegen, seine großen Fähigkeiten überörtlich einzusetzen, obwohl er als promovierter Philologe weiterhin als Volksschullehrer tätig war.

Als Leiter der Lehrerbildungsanstalt von Mies und Kulturreferent für amtliche Stellen wurde er von der Gestapo nach der Verhaftungswelle im Zusammenhang mit dem Heß-Absprung über England verhaftet und monatelang festgehalten. Die Verbitterung über diese Behandlung und seine Versetzung nach Graslitz hat er nie verwunden.

Der Junggeselle Dr. Swoboda meldete sich freiwillig zum Kriegsdienst, aus dem er nicht mehr zurückkehrte.

Dr. Swoboda war auch Verlagsleiter des Bezirkslehrervereins. In dieser Eigenschaft war er verantwortlich für die

Ausstattung der Karl-Alberti-Bände mit Bildmaterial.

Quelle: „Die eigenwillige Historie des Ascher Ländchens“.

Das Foto stammt aus den Beständen von meiner Frau, die mit der Familie Swoboda weitläufig verwandt war.

Fritz Klier

Ascher Dialekt

Erst wollen wir uns für die vielen Zuschriften zu dem schönsten Ascher Dialektwort bedanken. Wir bringen nunmehr zumindest eine Auswahl und würden uns freuen, wenn uns noch weitere Vorschläge erreichen. Eindeutige Sieger sind:

Rajahadern = Topflappen,
Oaschkriezl = Hagebutte, gefolgt von
Gschpalkta = Eintopf,
Spreisel = Späne,
Käitzl = Brotanschnitt,
baign = brüllen (vor Lachen),
Doggn = Puppe,
Olmer = Lebensmittelschrank,
Baaschnitz = geröstetes Brot,
Agschniena = Bratkartoffeln,
Golicht = Kerze,
Gschling = Beuschel (Innereien),
Pumperskraut = Bayrischkraut,
Pfadreck = Lakritze,
Pfannakniadla = Kartoffelpuffer,
Tschotschgala = kleine runde Pflaumen,
Kochta-gräina = rohe Kartoffelknödel,
heixln = rutschen,
Bedvogt = Bettler,
krouiegeln = kalt (bei Fingern),
tschitscherigäl = leuchtendes Gelb,
Hetschepfaa = Schaukelpferd und dem
Böidimpfl = Wirtshaushocker.

Das waren nun erstmal die am meisten genannten Wörter. Sollten einige davon nicht richtig geschrieben sein, bitten wir schon im Vorhinein um Nachsicht.

Bericht aus der Münchberger Zeitung Schüler-Lehrer-Verhältnis ist sehr persönlich

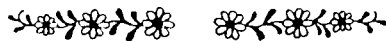
Die Münchbergerin Margareta Schoberth unterrichtet seit fünf Monaten im tschechischen Asch und hat interessante Erfahrungen gemacht

Seit September letzten Jahres unterrichtet Oberstudienrätin Margareta Schoberth am Gymnasium in Asch. Sie hat inzwischen ihre kleine Wohnung zweckmäßig und „lehrertechnisch“, das heißt mit Computer, Kopierer und ähnlichen Gerät eingerichtet. Wir sprachen mit ihr über ihre Erfahrungen und über die Schule.

Frau Schoberth, nach fünf Monaten in Asch: Wie geht es Ihnen persönlich?

Margareta Schoberth: Ich fühle mich sehr wohl. In der Schule bin ich überaus freundlich aufgenommen worden, Direktor und Kolleginnen sind entgegenkommend und sehr hilfreich, die Schüler diszipliniert und mit großem Ernst und Eifer bei der Sache. Die Arbeitsatmosphäre ist angenehm. Aber es gibt auch hier Stress, zum Beispiel in den letzten Wochen bei der Sprachdiplom-

In der Zeit vom 16. bis 31. März ist wegen eines Klinikaufenthaltes unser Büro nicht besetzt. Wir bitten Sie daher, uns Ihre Anliegen schriftlich mitzuteilen, die Post wird regelmäßig bearbeitet.



*Wir wünschen unseren
Lesern und Mitarbeitern
ein paar schöne
Osterfeiertage und
hoffen weiterhin auf
Ihre rege Mitarbeit.*



*Ihre Redaktion des
Ascher Rundbriefs!*

prüfung.

Sprachdiplom? Was stellt man sich darunter vor?

Margareta Schoberth: Diese Prüfung kann ablegen, wer im Lauf der acht Gymnasialjahre mindestens 1600 Stunden Deutschunterricht hatte. Im Dezember war die schriftliche Prüfung. Dazu kommen für alle Kandidaten weltweit die Aufgaben aus Köln in versiegeltem Umschlag wie bei unserem Abitur. Gefordert ist ein Aufsatz (zu einem aktuellen Thema, vergleichbar unserer Erörterung bzw. dem Problemaufsatz) oder eine Textanalyse (mit Fragen zu Inhalt und Form) und ein Grammatiktest. In der letzten Woche fanden die mündlichen Prüfungen statt; dazu kommt jedoch immer ein Lehrer einer anderen Schule. Jeder Prüfling wählt zum Beispiel einen Roman und ein landeskundliches Thema und bekommt für ein Kurzreferat einen Text vorgelegt.

Wie sieht das dann konkret aus?

Margareta Schoberth: Ein Mädchen hatte „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ von Böll studiert. Mit ihr haben wir 20 Minuten über Inhalt und Problematik des Romans diskutiert und dann über den Terrorismus der 70er-Jahre.

Sind Sie mit dem Ergebnis zufrieden?

Margareta Schoberth: Es haben alle bestanden; es ist aber auch ein guter Jahrgang mit sehr ehrgeizigen Schülern. Ende Januar sind alle Lehrkräfte und Eltern zu einem festlichen Abschlussball eingeladen; dabei wird dann auch das obligate „Klassenfoto“ gemacht. Deshalb ist im Augenblick die Kleiderfrage aktuell.

Und wie sieht nun Ihr Stundenplan aus?

Margareta Schoberth: Nach einer Woche (Faschings-)Ferien geht es ohne Oster- und Pfingstferien bis Ende Juni

weiter. Vom 3. bis zum 8. Gymnasialjahr unterrichte ich alle Schüler drei Stunden in der Woche. Die vierte Fachstunde erteilt eine tschechische Deutschlehrerin, um etwa besondere Grammatikfragen mit den Kindern in ihrer Muttersprache zu erläutern. Besonderer Wert wird auf das gesprochene Wort gelegt und die lautgerechte Aussprache; daneben wir aber auch geschrieben.

In Tschechien gibt es doch das „G8“?
Margareta Schoberth: Das ist richtig, aber die Schüler kommen erst nach dem 5. Grundschuljahr. In Asch lernen sie als erste Fremdsprache Englisch oder Deutsch und als zweite Fremdsprache die jeweils andere. Für Französisch hat Asch keine Lehrkraft, Latein wird als Wahlkurs angeboten. Nach acht Gymnasialjahren legen die Schüler in vier Fächern mündliche Abiturprüfungen ab; dabei wird viel Wert auf Faktenwissen gelegt. Es gibt also kein Zentralabitur. Das Abitur berechtigt aber auch nicht automatisch zum Studium, die Universitäten halten Eingangsprüfungen.

Wenn Sie die Schüler von sechs Jahrgängen unterrichten: Wie groß ist denn die Schule?

Margareta Schoberth: Das Ascher Gymnasium ist recht überschaubar. Jedes Jahr werden nur 30 Kinder aufgenommen. Der Direktor wählt sie auf Grund ihres Zeugnisses und mit Hilfe von Tests (Intelligenz, Sozialverhalten) aus.

Und die Kinder, die nicht aufgenommen werden?

Margareta Schoberth: Müssen sehen, ob sie vielleicht in Eger drankommen. Oder sie wählen nach der Pflichtschulzeit den Weg über die Berufsausbildung. Ich habe deshalb nur kleine Unterichtsgruppen. Meine zurzeit größte „Klasse“ zählt 15 Schüler. Daher kann der Unterricht sehr konzentriert sein und für die Schüler auch anstrengend; denn niemand vermag sich in der Menge zu verstecken. Aber das Verhältnis zwischen Lehrkraft und Schülern ist bei aller unbezweifelten Lehrer-Autorität auch sehr persönlich, die Lehrkraft kann ständig auf jeden einzelnen Schüler eingehen. Dem Ascher Gymnasium ist noch eine Textilberufsschule angegliedert, die die theoretische und — anders als in Deutschland — auch die praktische Ausbildung übernimmt. Sie schließt mit einer Art Fachabitur ab. Bei den „Textilern“ gebe ich außerdem auch Deutschunterricht. Ferner gibt es im Haus noch ein vierjähriges Gymnasium, sozusagen ein Gymnasium in Kurzform.

Eine letzte Frage: Wie gut sind inzwischen Ihre Tschechisch-Kenntnisse?

Margareta Schoberth: Leider noch immer sehr schlecht, auch weil mir alle Kolleginnen und Kollegen mit Deutsch helfen. In den vergangenen Monaten hatte ich wenig Zeit für die Sprache. Ich hoffe, dass es nun besser wird. Aber die Verständigung hier im grenznahen Gebiet ist unproblematisch; sehr viele Tschechen verstehen und sprechen Deutsch.



Rosbacher Ecke

Mitteilungsorgan für den Markt Rosbach
mit Friederleuth, Gottmannsgrün und Thonbrunn



Frühling

Waren die langen, dunklen Tage der Winterzeit vorbei und es wollte Frühling werden, kamen unausbleiblich jene Sturmnächte, die mit ihrem Brausen den Lenz ankündigten. Er tobte ums Haus, der nahe Wald ächzte und die Wipfel der hohen Tannen bogen sich beängstigend. Ab und zu das Splittern von morschen Ästen, das bis ins Haus zu hören war. Früher sagte man dann: „Heit senn sie alle neina draußen“. Die Natur schüttelte mit Gewalt ihr Winterkleid ab. Eigenartig, dass man in solchen Sturmnächten so gut schlief. Weder das Klappern der Dachschindeln noch das Klopfen der Äste an der Hauswand störte unseren Schlaf. Dies kam wohl daher, dass wir in unmittelbarer Nähe des bäuerlichen Jahres groß wurden und mit den natürlichen Geräuschen in und um das Haus vertraut waren. Am Morgen nach solch einer Sturmnacht war alles wie neu geboren. Die Natur atmete auf, es tropfte, rieselte und gluckerte emsig durch Hof, Garten und Wiese. Der Himmel war seit langem wieder blau und plötzlich spürte man, dass die Sonne an geschützten Plätzen schon wärmte. Schneereste waren nur noch in der „Huhler“ — Hohlweg — zu finden. Und dann — über Nacht — war der Frühling da. Zärtlich ging der Wind durch den noch kahlen Fliederbusch, in dem sich ein leeres, vor-

jähriges Nestchen wiegte. Stieg dann zum alles überragenden Ahorn empor, um nachzusehen, ob der Starenkasten noch immer unbewohnt war. Freute sich doch die ganze Familie jedesmal auf die Ankunft der Stare. Die Tage begannen dann wieder mit ihrem Morgenlied, das Alt und Jung zuversichtlich und froh stimmte. Zwischen Nacht und Tag sang plötzlich die Amsel wieder und zum Morgenläuten gesellten sich die Lieder der Lerchen. An den Wasserläufen begann es zaghaft zu grünen und an der Sonnenseite des Hauses leuchteten schon die goldgelben Blüten des Huflattichs. Aber bald gesellten sich erste Gänseblümchen, Himmelschlüssel und die kleinen Märzveilchen dazu, eine wahre Augenweide nach dem ewigen Grau der dunklen, kalten Jahreszeit.

Da in unserer rauhen Heimat der Frühling erst spät kam, wir also länger auf seine Ankunft warten mussten, wurde er umso dankbarer begrüßt. Das Herz wurde weit und beim Summen einer kleinen Melodie war mit einem Mal alles gut. Aller Unbill des Winters lag nun hinter uns und war bald vergessen.

Unversehens stand Ostern vor der Tür und im Haus begann der große Frühjahrsputz. Eine Woche vor dem Aufer-

stehungsfest aber trug der Wind das brausende Geläute des Palmsonntags durch die zum Leben erweckte Natur. Palmsonntag und Konfirmation gehörten daheim seit alters her zusammen. Es war so feierlich, wenn die Mädchen in weißen Kleidern und die Buben in ihren ersten langen Hosen durch das Kirchenportal einzogen. Hüte für die Buben gab es zu meiner Zeit nicht mehr. Auch das „Schnöialeiw!“ — welches man als Konfirmandin zum ersten Mal angezogen bekam, war nicht mehr üblich. Was gab es auch damals an uns 14-Jährigen schon viel zu „schnöiern“. Die Konfirmation bleibt uns unvergessen und mag sie auch noch so lange zurückliegen. Es war der Abschied von unbeschwerter Kinderzeit.

Gerne denke ich auch an Ostern, waren doch am Karsamstag zum ersten Mal wieder die Turmbläser zu hören. Es war so feiertäglich, man fühlte sich von aller Last des Leibes und der Seele befreit. Wenn sich dazu noch der Duft von frisch gebackenem Kuchen gesellte, zog Feiertagsstimmung ein.

Ein schöner Brauch zu Ostern war früher das „Potn trogn“ — ein Geschenk zum Patenkind tragen. Dies geschah immer am ersten Feiertag. Meine Taufpatin brachte mir einen gebakkenen Osterring, dazu bunte Eier in einem schönen bemalten Pappteller. In den Tellern, von denen ich noch drei besitze, steht in Goldschrift „Zum Pathengeschenk“. Wie schön ließ es sich mit den gefärbten Eiern beim Bierhäusl, wo die drei hohen Fichten standen, spielen. Wir versteckten die Eier, und zwar so gut, dass wir einmal eines trotz eifrigen Suchens nicht mehr fanden.

Als wir noch Kinder waren, wurde die Sonne am Ostermorgen mit Schüssen begrüßt. Unser Vater bediente sich dazu eines alten Vorderladers. Dieser hatte auf dem Boden das Jahr über seinen Platz, wo er von uns Kindern aus respektvoller Entfernung betrachtet wurde.

Man sagte auch, dass die Sonne am Ostermorgen aus Freude an der Auferstehung drei Sprünge macht. Ich selbst habe dies einmal zu ergründen versucht. Da wir die Sonne, wenn sie hinter dem Pfarrwald auftauchte, gut sehen konnten, schaute ich halt unverwandt in das gleißende Licht und hatte wirklich das Gefühl, dass sie hüpfte. Ich denke noch jetzt im Alter an dieses Erlebnis.

Ella Riedel



Drei Konfirmandinnen. Leider kennen wir nur den Namen der Mittleren: Linda Müller, die spätere Handarbeits- und Sprachenlehrerin, rechts evtl. Landrock. Einsenderin: Christa Klee geb. Hascher.

Gäjhts Enk aa sua?

Wenn's dann abewortse gjäht,
d' Sunn scha a weng häjcher stäjht,
wenn a freindles Liferl blaast,
wenn'st gern nu amal 20 waast,
wenn'st an Fröjhljng förmle rejchst
und oa jedes Blejmel krejchst,
iwerall wird's langsam gräj:
liewe Leit', wej schäj, wej schäj!

Elli Oho-Gräf

Wir gratulieren

Zum 70. Geburtstag am 1. 3. 2005 Frau *Edith Rauh*, Rehau

Ebenfalls zum 70. Geburtstag am 6. 3. 2005 dem Zwillingsspaar *Gertrud Lechner* geb. *Brich*, Kempfen, und *Gerhard Brich*, Stettenhofen-Langweid. Sie waren nicht die einzigen „Zwinla“ in der Familie. Auch die leider schon verstorbenen großen Schwestern *Else* und *Hilde*, die heuer den 85. Geburtstag feiern könnten, waren Zwillinge. Dazwischen kam als Einzelkind der Bruder *Werner*, der im Krieg gefallen ist.



Das Konfirmandenbild der „Brichn-Zwinla“

Die Musikerfamilie Hilf

2. Teil

Der Violinist Christoph Wolfgang Hilf

Im Jahr 1838 erfolgte nunmehr die ehrenvolle Aufnahme Christoph Wolfgang Hilfs in das Leipziger Gewandhausorchester. Er spielte unter Mendelssohn am 1. Pult die 2. Violine. Bald setzte ihn dieser – trotz Hilfs Bedenken – als Solist ein. Seine Gönner wünschten, einen Erfolg von ihm zu sehen – eine kostbare Amati stand ihm zur Verfügung. Schließlich nahm ihm sein Lehrer David das Notenpult, um ihn zum Auswendigspielen zu bringen.

Mendelssohn beurlaubte ihn für eine Konzertreise und gab ihm einen Empfehlungsbrief an den Grafen Reuß mit auf den Weg, der ihm in einigen mitteldeutschen Städten erfolgreiche Konzerte

ermöglichte. Nach Leipzig zurückgekehrt, animierte ihn Mendelssohn zu eigenen Kompositionen und erklärte sich bereit, ihn in Theorie und Komposition zu unterweisen.

Im Frühjahr 1840 nahm er einen dreiwöchigen Urlaub für eine Konzertreise in die Böhmisches Bäder, der sich auf ein ganzes Vierteljahr ausdehnte. Wieder in Leipzig, hatte er Gelegenheit, die berühmtesten Klavier- und Violinisten seiner Zeit zu hören und kennen zu lernen. Angebote nach Dresden und St. Petersburg nahm er nicht an. Nach Konzerten in Norddeutschland folgten weitere im ganzen Vogtland und schließlich ging er zur Erholung nach Karlsbad. Als Gast des dortigen Kapellmeisters und später des Bürgermeisters hatte er reichlich Gelegenheit, der Musik zu dienen. Bald folgten Konzerte im nahen Sachsen, auch in Schleich vor dem Fürsten. Dort wurde er von der Hofkapelle begleitet. Ein Konzert in Greiz im „Hotel zum Erbprinzen“ wurde durch den Besuch des Hofs ausgezeichnet. Der Fürst wünschte das Stück zu hören, mit dem Hilf in Leipzig so großen Erfolg hatte, die „Melancholie“ von Prume. Da aber im Hotel kein Klavier war, ließ der Fürst aus dem Schloss einen herrlichen Wiener Flügel heranschaffen. Die weitere Konzertreise führte ihn durch fast alle größeren Städte und Residenzen des südlichen Sachsen und zu Fastnacht 1842 war er wieder zu Hause. In Asch und Hof spielte er zugunsten des Kölner Dombaus. Bayreuth, Bamberg, Erlangen, Nürnberg und Würzburg folgten. In Schweinfurt gab er noch ein Konzert zugunsten des großen Brandes von Hamburg, ehe er sich wieder der Heimat zuwandte.

In Karlsbad lernte er den Komponisten Ludwig Spohr kennen, der ihm eine Stelle in der Hofkapelle in Kassel antrug, der er auch gegenüber Leipzig und einem Angebot des Hofkapellmeisters Marschner aus Hannover den Vorzug gab. Immer wieder spielte er daneben in allen bedeutenden Städten Sachsens, u. a. auch am Hof von König August. In Dresden bekam er vom Hoforganisten Schneider die herrliche Silbermannorgel in der Hofkirche eingehend vorgeführt, was ihn als tüchtigen Orgelkennner zum Bewunderer und eifrigen Verfechter Silbermanns werden ließ. Er veröffentlichte mehrere Aufsätze über diesen Altmeister des Orgelbaus und trat noch im hohen Alter mit wahren Zorn gegen den Umbau der Silbermannorgel in der Petrikerche zu Freiberg auf.

Weimar, wo Liszt der Mittelpunkt einer Reihe von Musikgrößen war, zog Hilf mächtig an und mit einem Empfehlungsschreiben des Ministers von Falkenstein wurde er alsbald bei Liszt eingeführt, wo er u. a. mit Bülow und Bettina von Arnim bekannt wurde. Er durfte auf Beethovens Flügel spielen und den Meistern der Tonkunst beim Vortrag ihrer Werke zuhören.

Als der Badeort Elster 1848 königlich-sächsisch wurde und auch der Vater Johann Christoph Hilf in die Jahre kam,



Im Jahr 1933 wurde der verdienstvolle Bürger und Künstler und damit die ganze Familie Hilf durch die Errichtung eines Gedenksteins an der Waldquelle geehrt. Nach dem Entwurf von Holzbildhauer Lenk, Adorf, wurde eine Bronzeplakette mit dem Bild Christoph Wolfgang Hilfs angebracht.

sollte ein fremdes Orchester für die Kurmusik verpflichtet werden. Um das zu verhindern, bat er seinen Sohn, in die Heimat zurückzukehren, um die Leitung der vom Vater gegründeten Kurkapelle zu übernehmen. Die jüngeren Brüder waren noch nicht reif für die Übernahme dieser Stelle und es würde den Vater zu Tode kränken und ginge gegen die Ehre der Familie. Während dieses wochenlangen Kampfes mit sich selbst, wurde Hilf in Kassel von der Cholera befallen. Trotz guter Arzneien des Theatersarztes verschlimmerte sich sein Zustand. Nach einer Woche erklärte ihn der Arzt jedoch für gerettet, während drei seiner Kollegen der Seuche erlagen. Nun bat er um Entlassung und feierte das Christfest in der Heimat.

Im Jahr 1851 übernahm Christoph Wolfgang Hilf die Leitung der Badekapelle in Elster. Die Stammbesetzung waren acht Musiker; zwei Violonen, Viola, Bass, Klarinette, Flöte, zwei Waldhörner und zuweilen noch eine Trompete. Er arbeitete passende Musikstücke für diese bescheidene Besetzung um und hatte mit dem vom Vater übernommenen Notenbestand über 300 Stücke, ausreichend für eine Spielzeit von vier Wochen ohne Wiederholung. Zum königlich-sächsischen Kapellmeister ernannt, sorgte Hilf für die allmähliche Erweiterung seiner Kapelle und wurde später sogar durch den Titel „Musikdirektor“ ausgezeichnet.

Nie vergaß Christoph Hilf, dass seine Familie aus Thonbrunn stammte. Das bewies er u. a. auch dadurch, dass er oft und gern dem sonntäglichen Gottesdienst in Neuberg beiwohnte, wohin Thonbrunn seit alter Zeit eingepfarrt war. Er nahm dann stets auf dem Chor neben Kantor Karl Seybold Platz und verschönte den Gottesdienst durch sein Orgelspiel. Er war auch eng befreundet mit dem Neuberger Ortspfarrer, dem Archidiakon und späteren Superintendenten Dr. Traugott Alberti.

(Fortsetzung folgt)

Schmunzelecke

Verwechslung

Der Bäckermeister Wettengel im Oberen Dorf hatte einmal einen besonders eifrigen Lehrling. Kaum war er mit der ihm zugewiesenen Arbeit fertig, lief er hinter dem Meister her und fragte: „Wos koare denn etzart machn?“ Immer wieder kam diese Frage, bis es dem Meister entfuhr: „Ezart höltst amal na nackatn A... ban Fenstanaus“. Der Lehrling tat, wie ihm befohlen. In diesem Moment ging ein kurz-sichtiger Ortsbewohner vorbei. Er hielt das blanke Hinterteil für die Glatze des Bäckermeisters, zog höflich den Hut und grüßte freundlich: „Gun' Tach, Herr Wettengel“!

Fürstenfeldbrucker Treffen

Wie alle Jahre wollen wir diesmal am 28. April 2005 ab 14 Uhr im Café Rieger in Fürstenfeldbruck, Heimstättenstraße 36, unser Frühjahrstreffen abhalten. Wir freuen uns, wenn Ihr wieder alle recht zahlreich erscheint.

Großmutter's „Kuglopfentigel“

Ich habe noch eine Speisekammer. Irgendwie hat es sich seinerzeit so ergeben, diese Ecke zwischen Kellertür und Garderobe: „da machen wir eine Speis“, wie es auf bayerisch heißt. Ich möchte meine Speis nicht missen. Eine „Olmer“ (Vorratsschrank) wie daheim habe ich nicht. Ein ausgemustertes Küchenbüffet steht darin und der Kühl-schrank. Mehr Platz ist nicht. Da kann sich eine Person gerade mal umdrehen. Damit die eine Wand nicht so leer ist, habe ich dort verschiedene Backformen aufgehängt. „Wirf doch mal die alte schwarze weg“, meinte meine Enkelin kürzlich, „hast doch noch eine viel schönere aus Kupfer“. Aber da habe ich energisch widersprochen. Denn diese Form, ein „Kuglopfentigel“, hat ihre Geschichte. Sie stammt aus dem Haushalt meiner Urgroßmutter Margarethe Knöckel geb. Hendel, die 1850 geheiratet hat. Sie hatte acht Kinder, da brauchte man eine große Form. Für unseren Bedarf ist sie fast zu groß. Außerdem backte man damals ja auch mit Hefeteig. So ein „Hefakuglopfen“ musste ja auch Platz zum Aufgehen haben. Als meine Großmutter 1898 heiratete, nahm sie die Form mit, „weil sie so schön bäckt“. Im November 1945 beschlagnahmten die Tschechen unser Haus. Viel durften wir nicht mitnehmen. Wir waren nun auf den Hausrat der Großmutter angewiesen, bei der wir von da ab wohnten. Ostern 1946 nahm die Cousine meiner Mutter die Form zu leihen. Sie hatten zwar schon einen Kommissar auf dem Hof (Gartenbohnel Nr. 112), aber der wusste nicht, wohin die Hühner ihre Eier legten, das wusste nur die Bäuerin. Zum Dank für das Ausborgen legte sie für mich zwei Eier in die Form, als sie diese zurückbrachte. Das



Vor 70 Jahren — Trauerfeier für Fabrikant Karl Frank, der am 13. 3. 1935 verstorben ist. Unter überaus großer Anteilnahme von Turnerschaft, Belegschaft und Bevölkerung wurde er am 17. März 1935 zu Grabe getragen. Er war seit 1906 Mitglied des Turnvereins und seit 1914 Vereinsobmann und hat den TV zu beachtlichen Höhen geführt.

waren meine Ostereier im Jahr 1946.

Am Ostermontag bekamen wir ja dann schon die Ausweisung und da war die Backform mit im Gepäck. Lange Zeit hatten wir auch dann noch keine Gelegenheit zum Backen und wenn, dann sah man das bisschen Teig in der großen Form fast nicht. Freilich hat er bei seinem Alter von mehr als 100 Jahren längst seinen Kupferglanz verloren. Da kann er nur neidvoll auf seinen Nachbarn blicken, den „Karlsbader Tigel“. Den haben wir zu der Zeit, als man bei Besuchen in

der Heimat noch pro Tag und Person so und soviel umtauschen musste, in Karlsbad erstanden. Eigentlich wollte meine Tochter eine Bowle, aber wir haben das ganze Egerland abgemacht und keine gefunden.

So hängen weiterhin zwei „Kuglopfentigel“ einträchtig nebeneinander in meiner Speis. Was allerdings wird, wenn ich mal nicht mehr bin...? Wenn er Glück hat, landet er auf dem Flohmarkt und findet vielleicht wieder eine Familie, der alte Sachen etwas bedeuten.

Eine Hochzeit mit Hindernissen

Teil 2: Der Hochzeitstag von Elfriede und Wilhelm Wunderlich vor 60 Jahren

Der Morgen zeigte sich in strahlender Sonne. Die Kutsche kam, es war eine Wonne. Mütter und Tanten machten die erste Fahrt. Mit dem „Kirnglaser“ war vereinbart kam die Kutsche in Sicht die Glocken zu läuten und so wurde es auch gehalten.

Die Kutsche naht, die Glocken dröhnen, sie läuten in den höchsten Tönen. Des Mesners Frau, die Glaserin, die schaut nochmal genauer hin. Von dem Brautpaar keine Spur, ach, die Schwiegermütter nur und in den Turm ruft sie hinauf: „Glosa, Glosa, heja aaf, dau koa doch irgendwos niat stimma, dau sen nea alta Weiwa drinna!“

Der Myrthenkranz, die schönste Zier, er war nicht da, er war nicht hier. Wo ist er bloß hingekommen? Ist er nicht mal im Wasser gschwommen? Im neuen Ausguss ward er frisch gehalten, dort sah man jetzt die Aufwartfrau walten. Im Spülwasser, bedeckt mit Kaffeesatz: „Da ist er ja, mein lieber Schatz!“ Doch gefiel er jetzt nicht mehr, da musste schnell was anders her.

Ein paar Myrthenzweige, starr und bockig,
geschwind ins Haar, das braun und lockig.
Den Schleier dann noch festgemacht,
jetzt eilt es aber schon ganz sacht.

Der Kutscher ließ die Pferde laufen
und nicht ein einziges Mal verschnaufen.
Der Pfarrer schaut schon auf die Uhr:
„Wo bleiben sie so lange nur“
Pfarrer Eibich, auch auf Urlaub halt,
ihm wurde es schon langsam kalt
in seiner alten Sakristei.
Da, endlich wieder Läuterei.
Eine halbe Stunde Verspätung man hat,
nun fand die Trauung endlich statt.

Mit heiteren und besinnlichen Vorträgen die Feier verging.
Es war schon spät, als das Brautpaar schlafen ging.
Viele Möbel waren ins Schlafzimmer gestellt,
damit man in der guten Stube mehr Platz erhält.
Ein Bett dürfte ja genügen,
wenn sie sich aneinander schmiegen.
Doch ach, die Zudecke war mit stacheligen Rosen geziert
und unter dem Betttuch Stachelbeerzweige dekoriert.
Als auch diese Hindernisse überwunden
und man endlich ins Bett gefunden
ist dieses dann zusammengekracht
und die Meute vor dem Fenster die lärmt und lacht.
Unter Gejohle stürzen sie wieder ins Haus
und erst als die Fabriksirene pffif
war das schöne Fest aus.
Elfriede ist in die Arbeit geeilt
und Willi hat wieder Frankreich angepeilt.

Die Hochzeitsnacht fand also nicht statt.
Die Hochzeitsreise Willi allein gemacht hat
zu seiner Einheit nach Frankreich zurück
und Elfriede blieb in Ziegenrück.

HS

Sudetendeutsche und Tschechen

Im Monat März ist alljährlich von den Übergriffen auf die sudetendeutsche Bevölkerung die Rede.

Aber die Tschechen gaben auch am 20. Juni 1920 Anlass, das deutsch-tschechische Verhältnis zu trüben, indem sie sudetendeutsche Dörfer besetzten.

Nachfolgenden Bericht entnahmen wir der tz vom 18. 2. 2005.

Am 10. September 1919 unterzeichnete Staatskanzler Dr. Karl Renner im französischen St. Germain-en-Laye den Friedensvertrag für Österreich, obwohl das Parlament das Vertragswerk nur unter Protest angenommen hatte. Verankert wurde der Verlust Südtirols, aber auch einiger Gebiete an der Nordostspitze des neuen Österreich.

Wegen der durchgehenden Bahnlinie bestanden die Tschechen auf der Übernahme der (sudetendeutschen) Gebiete um Feldsberg und Lundenburg, das damit Grenzstadt zu Niederösterreich wurde. Insgesamt waren es zehn deutsche Ortschaften sowie drei bei Feldsberg gelegene Dörfer kroatischen Ursprungs.: Ober und Unterthemenau sowie Bischofswarth, die völkerrechtswidrig tschechisch wurden.

Renner, der bei der Bevölkerung wenig Rückhalt hatte, wurde diese „Abtretung urdeutscher Gebiete“ persönlich vorgeworfen: Er, der Südmährer, hätte sein Volk „verraten und verkauft“. Geld

ist jedoch niemals im Spiel gewesen und Renner war gegen die einzelnen Punkte des Vertrages machtlos.

Am 20. Juni 1920 besetzten die Tschechen die strittigen Gebiete.

Führerschein-Betrug: Tschechien bremst den Lizenz-Tourismus

EU-Regeln wurden vor allem von Trunkenheitsfahrern genutzt

So war das mit der EU eigentlich nicht gedacht: Weil ein Führerschein, der in einem Land erworben wird, in jedem anderen gilt, hat sich an der bayerischen Ostgrenze ein neuer Tourismus entwickelt. Vor allem Trunkenheitsfahrer holten sich ohne „Depperltest“ das begehrte Dokument zurück. Doch nach den deutschen Behörden geht nun auch Tschechien gegen den kleinen Führerschein-Grenzverkehr vor. Denn in vielen Fällen war Betrug im Spiel.

In zwei Tagen den Führerschein für jeden, versprechen die einschlägigen Anbieter im Internet. Dafür nehmen sie eine Menge Geld. Der Kunde glaubt dabei noch, er könnte sparen. Während ein Führerschein in Deutschland weit über 1000 Euro kostet, nehmen tschechische Fahrschulen 300 Euro. Dazu kommen noch 500 Euro für einen Dolmetscher. Doch das könnte sich als Fehlinvestition erweisen. Denn auch wenn tschechische Führerscheine mit dem EU-Beitritt grundsätzlich in ganz Europa gelten, ist

der Schein ganz schnell wieder weg.

Oft geht der Schein bei einer Tagesreise in wenigen Stunden her. Und das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Die Prager Behörden haben nun Ermittlungen gegen Fahrschulen im Grenzgebiet aufgenommen. Um in zwei Tagen Kunden mit einer Lizenz versorgen zu können, sollen Fahrschulen in Böhmen ihren Kunden nicht absolvierte Übungsfahrten bescheinigt haben.

Unrechtmäßig ausgestellte Führerscheine werden jetzt gegebenenfalls eingezogen, erklärte Jan Knezinek vom tschechischen Verkehrsministerium. Es sei bereits ein Fall bekannt, in dem ein Fahrlehrer „20 Stunden am Tag Fahrstunden hätte geben müssen“, um die geforderten Stunden zu leisten, sagte Knezinek.

Fahrlehrer haben in den für die Prüfung vorgelegten Unterlagen fiktive Fahrstunden angegeben, damit die deutschen Fahrschüler die Prüfung machen können. Die Hinweise auf Unregelmäßigkeiten sollen von Fahrschulen gekommen sein, die nicht am Geschäft mit den Deutschen beteiligt waren.

Seit dem tschechischen EU-Beitritt am 1. Mai 2004 haben offiziell bereits rund 2000 Deutsche einen tschechischen EU-Führerschein erworben. Vielen war zuvor die deutsche Fahrerlaubnis wegen Alkoholmissbrauchs entzogen worden.

Die Zwei-Tages-Kurse wecken auch den Argwohn der bayerischen Behörden. „In dieser Zeit kann man die nötigen Fahrstunden gar nicht machen“, erklärte Ursula Willschek vom bayerischen Innenministerium. Wenn es einen Verdacht gebe, würden die Behörden auch im Freistaat gegen die Inhaber solcher Führerscheine vorgehen. Denn bei der Prüfung in Tschechien müssten die Kandidaten unterschreiben, dass sie alle nötigen Stunden korrekt absolviert haben. Wer dabei falsche Angaben macht, muss laut dem Ministerium mit einem Ermittlungsverfahren wegen Betruges rechnen.

Unabhängig von der Diskussion um solche Manipulationen bei der Führerscheinprüfung werden Fahrerlaubnisse aus Tschechien seit langem in Bayern kritisch beäugt. Selbst bei Routinekontrollen werden Deutsche mit diesen Lizenzen von der Polizei genauestens überprüft. Insbesondere Autofahrer, die wegen Trunkenheit im Verkehr in Deutschland ihren Schein abgeben mussten, gehören in Tschechien zu den Stammkunden der Fahrschulen. Denn prinzipiell gilt der tschechische Schein auch in Deutschland – auch wenn er leichter zu erwerben ist.

Mit den Führerscheinen aus dem Nachbarland, die nach den EU-Vorschriften auch in der Bundesrepublik anerkannt werden müssen, wollen die Fahrer insbesondere die in Deutschland vorgeschriebene Medizinisch-Psychologische Untersuchung (MPU) umgehen. Denn bei diesem Eignungstest gibt es hohe Durchfallquoten und er kostet rund 400 Euro, die sich Grenzgänger sparen wollen.

Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben

ben. Wenn ein ehemaliger Alkoholsünder in Deutschland mit einem tschechischen Führerschein kontrolliert wird, ohne eine MPU gemacht zu haben, wird er von den Führerscheinstellen aufgefordert, dies binnen einer bestimmten Frist nachzuholen. Sonst hilft der Tschechien-

Trick auf Dauer nicht weiter. Die entsprechenden Fahrer dürfen trotz gültiger Lizenz in Deutschland kein Auto steuern — und haben das Geld in den vermeintlichen Schnäppchen-Führerschein vergeblich investiert.

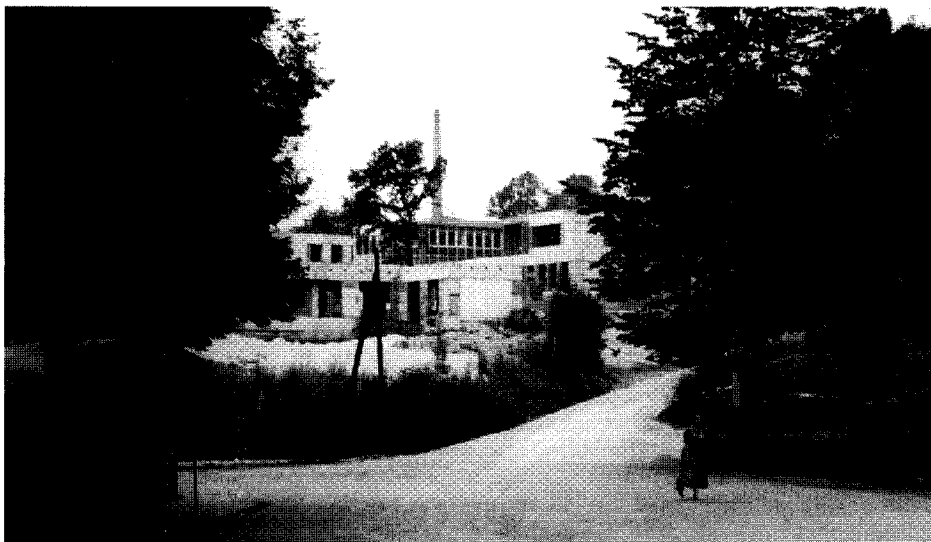
(Aus „Münchner Merkur“)

AUS ROSSBACHER FOTOALBEN

Aus Roßbach wird Hranice



Ortsbild, wie wir es kannten. Von links: Häuser Hartenstein, Zahnarzt Wunderlich, Polizeifuchs, Straße zur Fabrik Frank, altes Gasthaus Müller-Moa.



In den 70er-Jahren wurde an dieser Stelle ein Kinderzentrum errichtet mit Kindergarten, Krippe, Hort, Küche, Sanitätsstelle, Personalwohnungen. Links ist eine Ecke vom Park zu sehen, rechts steht evtl. noch der Baum in Müller-Moas Garten.

Frohe Ostern

wünscht das Roßbacher Ecke-Team allen Lesern.

Jeder möge das große Osterei finden, das er schon lange sucht
und das ihm Freude bereitet.

Erlebtes — das man nie vergisst!

Nachdem mein Vater aus der Gefangenschaft wieder zuhause war, und sich mit dem uns bevorstehenden Schicksal vertraut gemacht hatte, bat ihn meine Mutter, doch einmal einen nächtlichen Grenzgang mitzumachen, um einige häuslichen Gegenstände in Sicherheit zu bringen. Er war zwar nicht besonders davon begeistert, aber er sagte dem Vorhaben zu. Unsere Wohnzimmeruhr sollte einwandfrei zerlegt werden, damit sie geräuschlos transportiert werden konnte. Sie wurde sorgfältig eingepackt und im Rucksack verstaut, den auch mein Vater trug.

Meine Mutter und ich wickelten uns Textilien um den Körper und so gingen wir los. Die Ausgangszeit für uns deutsche Bürger war bereits abgelaufen und somit mussten wir sämtliche Schleichwege benutzen um an den Grenzübergang zu kommen.

Es war eisig kalt. Und um so wenig wie möglich aufzufallen in der schneebedeckten Landschaft hatten wir uns ein Bettuch umgehängt, das vom Kopf bis zu den Füßen reichte. An der Neuhäuserstraße angelangt, die direkt zum Zollamt führte, schlichen wir hintereinander am Straßenrand entlang. Meine Mutter, mein Vater und ich. Alle paar Meter blieben wir stehen, um nach allen Seiten zu horchen und zu spähen.

Plötzlich hörten wir Männerstimmen. Eilig legten wir uns hintereinander in den Straßengraben, mit den Bettüchern von Kopf bis Fuß zugedeckt und harreten nun ängstlich den Dingen entgegen, die geschehen würden. An den lauten Stimmen und den harten Schritten, die gespenstisch in dem festgefrorenen Schnee knirschten, konnte man erkennen, dass es eine ganze Truppe sein musste.

Sie kamen immer näher und als sie auf der gegenüberliegenden Straßenseite genau in unserer Höhe waren, lösten sich plötzlich zwei Schritte und kamen auf unsere Straßenseite herüber und blieben stehen. Die anderen Soldaten gingen unbeirrt weiter und unterhielten sich sehr angeregt. Was aber tat der eine, der nun unmittelbar in unserer Nähe stand und sich nicht rührte? Uns stockte das Blut in den Adern. Wir wagten kaum zu atmen. Es wurden Momente zur Ewigkeit. Doch plötzlich lief er mit schnellen Schritten seinen Kameraden nach und uns fiel ein gewaltiger Stein vom Herzen. Wir blieben noch ein paar Minuten reglos liegen, bis alle Stimmen und die knirschenden Schritte in der Ferne verklungen waren. Langsam erhob sich einer nach dem anderen von uns dreien. Wir lauschten angestrengt nach allen Seiten, ob wir die Straße überqueren konnten um wieder im Straßengraben oder in dem anschließenden Wäldchen Zuflucht zu suchen. Alles war still. Am Zollamt angekommen, schlichen wir unbemerkt an der Mauer entlang — hinter dem Zollgebäude, zu dem Quar-

tier, wo wir unsere anderen Sachen bereits untergebracht hatten. Nämlich im Heuboden eines Bauernhofes.

Beim Nachhauseweg erzählte uns mein Vater, der über einige Tschechischkenntnisse verfügte, dass sich diese Soldaten, welche uns fast bis zur Erstarrung entsetzt hatten, über die Erlebnisse eines bereits stattgefundenen bunten Abends lebhaft ereiferten. Der Einzelne, der sich zu unserem Schrecken auf unsere Seite absonderte, sich sicherlich seiner Notdurft entledigte. Nachdem wir zuhause angekommen waren, offenbarte uns mein Vater, dass wir ihn zu keinem Grenzgang mehr bewegen könnten.

Gertrud Andres-Pschera

Eine kleine Begebenheit aus dem Paznauntal

Vor zweiundvierzig Jahren sind meine Frau und ich erstmals ins Paznauntal gefahren, da wir die Ascher Hütte einmal besuchen wollten. Wir haben dort in der Familie unseres Vermieters, Serafin Ladner, gute Freunde gefunden und sind seitdem dort Stammgäste. Wir waren zwar nicht jedes Jahr dort, sondern alle zwei oder drei Jahre und wohnen inzwischen schon bei einer der Töchter in unserem Urlaub. Wir waren seinerzeit mit die ersten Gäste in ihrem Haus und da die Ladners in unserem Alter waren, auch das gute Verhältnis bis heute. Eine kleine Episode, die dort einmal passiert ist, will ich kurz erzählen.

Wir machten zusammen viele Bergtouren mit Serafin Ladner, daher beschlossen wir einmal auf das Kreuzjoch zu steigen und auch ein Urlauber aus Westfalen wollte mit. Am Abend zuvor sagte Serafin: „Zum Essen braucht ihr nichts mitzunehmen, ich habe eine Salami im Kühlschrank und einen halben Laib Brot nimm ich auch mit, nehmt ihr nur Trinkerei mit!“ Früh fuhren wir bis an die Waldgrenze mit dem Auto und stiegen von dort auf. An der Gamperthunalm ging der Steig vorbei, als wir in etwa 2.500 Meter Höhe waren lag Neuschnee. Das Steigen ging deshalb auch ziemlich langsam und es war beschwerlich, da auch noch ein kalter Wind pfiß. Als wir auf dem 2.845 Meter hohen Kreuzjochkopf angekommen waren, hatten wir natürlich Hunger und freuten uns auf eine Brotzeit, wenn auch der Rastplatz nicht gerade günstig war. Serafin packte seine Rucksack aus, wir in Erwartung einer guten Salami — aber was kam aus dem Einpackpapier? Er brachte eine Salatgurke heraus und wir machten große Augen. Seine Frau hatte am Tag vorher die Gurke gekauft und im Papier in den Kühlschrank gelegt, in der Eile Früh hatte Serafin das falsche Päckchen herausgenommen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als das Brot trocken hinunterzukauen. Aber bei Hunger schmeckt auch trockenes Brot, nur wissen wir das nicht mehr zu schät-

zen. Nach einem einstündigen Abstieg waren wir dann bei der Gamperthunalm angelangt, wo wir uns erst aufwärmten und dann ein Käsebrot aßen, das uns natürlich besser schmeckte als das trockene Brot auf dem Gipfel.

Richard Heinrich, Selb-Plößberg

Das Ascher Ländchen im Internet Aus unserem Gästebuch:

*Dr. Egon Peus, NRW/Deutschland
peus@onlinehome.de*

Sehr geehrte Damen und Herren, insbesondere sehr geehrte Herren Popp und Rahm. Das eine tun, ohne das andere zu lassen — das möchte ich vorschlagen. Ich habe ja gesagt: ich habe Verständnis dafür, dass Ältere, die noch im Sudetenland ihre Heimat erlebt haben, an Mundartlichem, Gemütvollem, Stimmungsberichten und Ähnlichem ihre Freude haben. So setze ich auch das Abonnement des „Ascher Rundbriefs“ meiner Schwiegereltern um meiner Kinder und meiner Frau willen fort. Aber jeder wird sich seine Gedanken machen können, dürfen und sollte es auch, was eigentlich eintreten wird, wenn doch irgendwann einmal, biologisch zwingend, diejenigen aus dem irdischen Leben abgetreten sein werden, die damit etwas anzufangen wissen oder auch nur die Mundart verstehen. Daher gilt es, das Interesse der Nachkommen und Weiterinteressierter zu wecken. So konnte allmählich in den Publikationen auch Hilfe dargeboten werden, um systematisch Kenntnisse zu gewinnen und auch auszutauschen. Für Reisen in Archive und Kirchenbuchsammlungen habe ich schlechterdings keine Zeit; ich bin freiberuflich berufstätig, habe zwei Ehrenämter, und — der Hinweis auf Kinder zeigt es schon — Familie, und ich wohne in Westfalen. Auf Archive zu verweisen, ist auch nicht der Weisheit letzter Schluss. Selbstredend bewundernswert, wenn jemand dazu Zeit und Gelegenheit hat. Aber es gibt die bekannte Methode, sich unter Gleichgesinnten erst einmal auszutauschen, was denn so alles schon vorhanden ist. Was ich gar nicht wusste und vorhersah, aber sehr gern billige, ist, dass im heute hier eingegangenen Ascher Rundbrief mein Gästebucheintrag abgedruckt ist, und auch Herrn Popps Meinung dazu. Meine Nachricht war, höchst erfreulich, für eine Dame, die selbst nicht recht mit dem Internet aktiv sein möchte und durch Anverwandte davon erfuhr, Anlass, meine Telefonnummer herauszusuchen und mich anzurufen; zwar hat tagsüber nur meine Frau den Anruf entgegennehmen können, ich aber jetzt am Abend zurückgerufen. Es zeigt sich, dass wir wohl zu den von mir genannten Familiennamen gemeinsame Interessen haben. Der Austausch wird zeigen, ob sich wirklich familiäre Zusammenhänge er-

geben. Ich freue mich ganz außerordentlich darauf. Das zeigt, dass ein solches Rundblatt auch zusätzliche Leistung erbringen kann, wenn ein wenig Raum für konkrete sachbezogene Hinweise und Anfragen gegeben wird. Die Dame sagte mir, dass sie zum einen genealogisch sehr interessiert sei, und andererseits zu Familien der von mir genannten Namen weit zurückreichende Angaben habe. Ich freue mich mit großer Spannung ganz außerordentlich über diesen angeknüpften Kontakt. So stimme ich auch gern Herrn Rahm zu — die Ascher Seite hier ist ganz vorzüglich, und mit substantiellen Faktenangaben wie dem Adressbuch außerordentlich nützlich. So bleiben, einander ergänzend und verschränkend — der klassische in Papier zirkulierende Ascher Rundbrief wie auch der Internetauftritt sehr wertvolle Mittel, um Informationen zu geben und Verbindungen zu gemeinsamen Interessen zu schaffen. Gern möge auch dies im Rundbrief abgedruckt werden. Um den Kontakt für genealogisch Interessierte zu den von mir in meiner früheren mail genannten Familien bzw. den Orten rund um Asch/Schönbach/Roßbach weiter zu erleichtern — nicht jeder muss ja dem mail-Versand huldigen, nachfolgend meine Adresse. Mit freundlichen Grüßen Dr. Egon Peus, In der Mark 97, 44869 Bochum.

Kurz notiert

Enormes Interesse an Müll

Tschechische Verbrennungsanlagen sind enorm an Müll aus Deutschland und Österreich interessiert. Schon vier Firmen, vor allem aus Nordböhmen, haben beim tschechischen Umweltministerium die Genehmigung für Müllimport beantragt. Obwohl die Entsorgung des Mülls in Tschechien nur rund ein Drittel so teuer kommt wie in Deutschland, verdienen die tschechischen Firmen an diesem Geschäft gut.

„Für uns ist es unvorstellbar, dass der ausländische Müll in unseren Stadtzentren verbrannt wird“, betont Zuzana Tachovská von der Bürgerinitiative „Menschen für Reichenberg“.

Die aktivste Reichenberger Entsorgungsfirma „Termizo“ ist sogar bereit, den Müll aus dem 500 Kilometer entfernten München zu holen. Das tschechische Umweltministerium steht eibem solchen Import bisher negativ gegenüber. „Termizo“ hingegen behauptet: „Wir erzeugen mit dem Müll Wärme und Strom auch für das öffentliche Netz“, sagt Direktor Pavel Bernát. Er macht keinen Hehl daraus, dass seine Firma an dem deutschen Müll interessiert ist, obwohl sie eigentlich schon mit der Verbrennung des heimischen Mülls ausgelastet ist. „Dies hätte für uns wirtschaftliche Vorteile“, räumt der Direktor ein. Die Entsorgung von einer Tonne kommt nach seinen Angaben in Deutschland auf 100 Euro, in Tschechien auf 33 Euro. Bernát klagt

darüber, dass tschechische Zementbetriebe oder Kraftwerke große Mengen von ausländischem Müll bekämen. „Da stört das niemanden“, betont Bernát, der nicht ausschließt, dass er deshalb beim Europäischen Gerichtshof Klage erheben wird. (*Sudetendeutsche Zeitung*)

„Da werde ich lieber ganz verrückt“

Tschechien: Arzneimittel-Preise steigen

Das waren keine guten Nachrichten zum Jahresanfang für Patienten in Tschechien — insbesondere für ältere und chronisch Kranke. Gerade Patienten mit hohem Blutdruck, Herzranke und psychisch Kranke, die sehr oft nur von kleinen Renten leben, sollen jetzt zu ihren Arzneimitteln am meisten zahlen. Kein Wunder, dass sie ihre Rezepte in der Apotheke liegen lassen, mit der Bemerkung: „Das kann ich mir nicht leisten“.

Ein Apotheker zitierte in diesem Zusammenhang einen an Schizophrenie erkrankten Rentner, der auf die von ihm verlangte Summe von 500 Kronen (etwa 15 Euro) reagierte: „Da werde ich lieber ganz verrückt!“ Der Mann habe die Apotheke ohne die notwendigen Arzneimittel verlassen, so der Apotheker.

Auch der bekannte Prager Psychiater Jan Cimicky kritisierte den plötzlichen radikalen Preisanstieg der dringend benötigten Medikamente. Er befürchtet, dass die Patienten, die wegen der Teuerung ihre Arznei nicht mehr regelmäßig einnehmen, nach einigen Monaten in den psychiatrischen Kliniken behandelt werden müssen. Ein Tag Krankenhausaufenthalt sei aber mindestens so teuer wie eine halbjährige Behandlung bei einem niedergelassenen Arzt.

Im tschechischen Gesundheitswesen haben sich Milliarden Schulden angehäuft. Die Krankenkassen können die Ärzte nicht bezahlen, weil viele Betriebe und sogar staatliche Einrichtungen keine Krankenversicherungsbeiträge abführen.

Der für wirtschaftliche Fragen zuständige stellvertretende Ministerpräsident Jahn schlägt vor, nach dem Beispiel der westlichen EU-Länder von den Patienten Nachzahlungen beim Arztbesuch, bei den Arzneimitteln und für den Krankenhausaufenthalt zu verlangen. Dabei scheint der parteilose Wirtschaftsfachmann aber vergessen zu haben, dass die Durchschnittsrente eines tschechischen Rentners im Monat nur wenig über 250 Euro liegt. Dafür müssen die Rentner steigende Mieten, höhere Preise für Energie, Wasser und Lebensmittel bezahlen. Vor allem für ältere Menschen sind deshalb zusätzliche Ausgaben für medizinische Leistungen kaum zumutbar. (*Sudetendeutsche Zeitung*)

Treue Bezieher werben neue Bezieher!



Der LEITENBACH. Er ist hier noch nicht alt: In der Haslauer Schäferei entspringt er und Rossenrezth hat er durchgeilt. Nun windet er sich durch kalte Spätwintertage hin zu dem reizenden Tälchen, es ist fast eine winzige Schlucht. Linkerhand ein kurzer, aber steiler Hang: Die Leiten. Sie gab dem Bach und dem Tal den Namen. Die Teiche der beiden Stöckermühlen werden von dem Bach gespeist, dann eilt er weiter zum großen Sirmitzer Teich.

Aufnahme: Eduard Müller

Herzliche Einladung an alle Landsleute zum feierlichen Ostergottesdienst

am Ostersonntag, dem 27. März um 15.30 Uhr in der Nassengruber Kirche mit Pfarrer Ekkehard Graupner aus Bad Brambach.

Mitwirkende: Die Bläsergruppe der Ascher Musikschule unter der Leitung von Musiklehrer Milan Jelinek.

Orgelbegleitung: Prof. Vladimir Stepan.

Auf recht zahlreichen Besuch freut sich Pfarrer Pavel Kucera, Asch. Die nächsten Gottesdienste finden jeweils jeden dritten Sonntag im Monat um 14.30 Uhr statt.

Die Hohenberger Pfarrerin, Frau Winzer-Chamrad, wird am 17. April um 14.30 Uhr einen außerordentlichen Gottesdienst in Nassengrub abgehalten.

Die Egerländer Gmoi z'München gibt bekannt:

Am 7. Mai 2005 um 16.00 Uhr findet eine

Heimat-Maiandacht

in der Pfarrkirche „St. Maria Thalkirchen“, Fraunbergplatz 5, mit Msgr. Josef Grabmaier statt.

Die Volkstumsgruppe der Egerländer Gmoi z'München und die Altkirchner Sänger wirken in Tracht an der Gestaltung mit.

An dieser Maiandacht nehmen auch wieder wie bisher Trachtengruppen und deren Fahnenabordnungen teil.

Alle Landsleute, Heimatgruppen und Vereine sind dazu herzlichst eingeladen.

Vor 60 Jahren: Das Schicksalsjahr 1945

(Fortsetzung)

Am Freitag, den 7. September 1945 musste ich mich um 9 Uhr beim Arbeitsamt einfinden, dort, wo die Hauptstraße zu Ende war und die Egerer Straße begann. Mit mir kamen dorthin so viele, wie ich das kaum für möglich gehalten hätte. Sie waren fast alle 17 bis 21 Jahre alt, gehörten also den Geburtsjahrgängen 1928 bis 1924 an. Es war ein schöner Septembertag. Und immer wieder kamen Lastautos, die auf ihrer offenen Ladefläche so viele von uns mitnahmen, wie darauf Platz hatten. Wir wussten bald, dass die Fahrt zum Egerer Hauptbahnhof ging, wo ein Güterzug für uns Ascher bereitstand. Schließlich so gegen 17 Uhr war ich dann auch an der Reihe, so ziemlich mit dem letzten Lastwagen, denn vorsichtshalber hatte ich mich erst einmal im Hintergrund gehalten.

Im Egerer Bahnhof, auf einem Nebengleis, stand ein Güterzug, zu dem wir dann hingebacht wurden. Die ungefähr 20 Waggons waren bei meiner Ankunft bereits voll belegt, jeweils mit 20 bis 30 Personen, also insgesamt ungefähr 400 bis 600 Personen.

Wenn man bedenkt, dass ein Geburtsjahrgang, wie er in den vier Ascher Volksschulen unterrichtet wurde, ungefähr 350 Personen umfasste, dann waren dies in fünf Jahren rund 1.800 Personen. Also ungefähr fast jeder Dritte musste mit diesem Transport von zu Hause weg. Da viele junge Männer noch nicht aus dem Krieg zurückgekommen waren, ist es verständlich, dass der Transport schätzungsweise zwei Drittel Frauen und Mädchen und nur ein Drittel Burschen umfasste.

Irgendwie habe ich dann aber doch noch einen Platz gefunden, wo ich meinen Rucksack als Kopfkissen hinlegen konnte und mich dazu. Stroh oder ähnliches gab es für uns nicht. Schließlich, so gegen 20 Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Trotz der traurigen Lage, in der wir uns befanden, war die Stimmung eigentlich nicht niedergeschlagen, sondern irgendwie erwartungsvoll. Bald wurde es finster. Licht gab es nicht. Höchstens ab und zu den Schein einer Taschenlampe. Und beim gleichmäßigen Rattern des Zuges schliefen wohl die meisten auf dem Güterzugboden ein.

Irgendwann bemerkte ich, dass der Zug zum Stehen gekommen war. Wir waren auf dem Bahnhof Pilsen. Ich bin aus dem Wagen geklettert und auf dem Bahnsteig auf und ab spazierte, vor allem um etwas zu trinken zu finden. Wohl habe ich mich dabei nicht gefühlt, denn wir mussten ja eine gelbe Armbinde tragen, was uns sofort als Deutsche ausgewiesen hat. Die Fahrt ging dann weiter und morgens gegen 9 Uhr, also nach 13 Stunden Fahrt, kamen wir auf dem Bahnhof Strakonitz an. Dort mussten wir uns nebeneinander

aufstellen, zwei Reihen hintereinander. Ich stellte mich mit meinen beiden Freunden Arthur Plötz und Erich Kroha ganz am Ende auf. Genutzt hat das nichts, denn gerade hier begann dann die Aufteilung. Wir drei wurden einem älteren Herren zugeteilt. Es stellte sich heraus, dass dieser der Verwalter des Schlossgutes in Cestice bei Volyne war. Zu uns kam noch von den Ascher Mädchen Gerda Wagner, Jahrgang 1926, damals also 19 Jahre alt.

Der Verwalter, der ein gutes Deutsch mit Akzent sprach, brachte uns zum Personenzug und wir fuhren nach Volyne. Dort stand eine Pferdekutsche vom Gutshof und weiter ging die Fahrt bis nach Cestice, wo wir am Nachmittag im Schlosshof ankamen.

Im Seitenflügel des Schlosses gab es bereits einen Schlafraum, in welchem ungefähr zehn junge deutsche Frauen aus Winterberg untergebracht waren. Die haben dann Gerda zu sich genommen, während wir Burschen einen Raum daneben bekamen. Dort konnten wir dann zwei Doppelbetten aufstellen und die Strohsäcke dazu neu stopfen.

Der nächste Tag, der 9. September 1945, war ein Sonntag und wir hatten arbeitsfrei. Das Essen an diesem Tag und in den nächsten Tagen war bescheiden und mager. Hauptsächlich gab es Brot und Kartoffeln. Unsere Mädchen mussten kochen und zusehen, dass sie irgend etwas beschaffen konnten, z. B. Gemüse.

Am Montag, den 10. September 1945, begann dann die Arbeit. Arbeitszeit war von 7 Uhr bis 12 Uhr und von 14 Uhr bis 19 Uhr, also 10 Stunden am Tag. Da auch am Samstag gearbeitet wurde, ergab dies eine Wochenarbeitszeit von 60 Stunden. Das Wetter war schön und es war Erntezeit. Wir drei Burschen hatten unseren Arbeitsplatz an der Dreschmaschine. Vor einer großen Scheune war eine stationäre Dreschmaschine aufgestellt und wir mussten das Stroh, das oben herauskam, mit Heugabeln wegspeißeln und aufstapeln. Ärgerlich und sicherlich auch ungesund war der Staub, der bei diesem trockenen Wetter ständig in der Luft lag. Wenn am Abend die Tagesmenge gedroschen war, dann mussten wir drei Burschen die gefüllten Getreidesäcke auf einen Wagen verladen, der von Pferden zu einem nahen Speicher gefahren wurde. Dort mussten wir die Säcke in den 2. Stock des Speichers hinauftragen und das Getreide zu Haufen aufschütten. Da die Säcke alle ein größeres Gewicht hatten als 50 kg, war dies eine anstrengende Tätigkeit. Meine zwei Freunde Arthur und Erich haben sich eines Tages geweigert diese Lasten zu schleppen. Mit mir war der Verwalter zufrieden, weil ich keinen Widerstand gezeigt habe. Er hat mir damals 50 Kronen gegeben in Anerkennung meiner Arbeitsleistung. Er wusste natürlich nicht, dass ich nur

kein Aufsehen erregen wollte, weil ich mir fest vorgenommen hatte, hier nicht mehr lange zu bleiben.

Wenn ich meine Lage so überdachte, dann musste ich hier bei schlechter Verpflegung viel arbeiten. Erfreulich war eigentlich nur, dass die Freundschaft zu meinen Kameraden Arthur und Erich immer besser wurde. Auch mit Gerda ergab sich für mich bald eine enge Freundschaft, wie sie sich nur in schwerer Zeit entwickelt. Ihr Verlobter war im Krieg gefallen. Jetzt trug ich den Verlobungsring mit dem eingravierten Namen Gerda. Gerade in Notzeiten sind Freunde wichtig, auf die man sich verlassen kann. Wir waren uns voll einig über unsere Lage und wir machten uns Sorgen über die weitere zukünftige Entwicklung. Nur meine Vorstellung, hier einfach auszubrechen, das erschien meinen Freunden Arthur und Erich zu gewagt. Meine Absicht zu flüchten, musste ich wohl oder übel allein ausführen. Gerda habe ich nichts davon gesagt, weil ich nicht musste, wie sie reagieren würde und zu einer Flucht mit möglicherweise auftretenden Gefahren wollte ich sie nicht überreden.

Am Samstag, den 15. September 1945, war dann Pause beim Dreschen. Ich musste einen Misthaufen umschauflern und dann den Pferdestall ausmisten. Ich weiß noch, dass da ein tschechischer Pferdeknecht war, mit dem ich mich gut unterhalten habe, weil er vor dem Krieg mit dem deutschen Zirkus Busch durch die Lande gezogen ist und diese Zeit in sehr guter Erinnerung hatte. Und eine alte Frau, die im Pferdestall zu tun hatte, brachte mir auf meine Bemerkung, ich hätte Hunger, gleich eine ganze Menge Hefeknödel, die ich sofort in unserer Gemeinschaftsküche abgeliefert habe.

Am Sonntag, den 16. September 1945, nachdem wir unsere 60 Wochenstunden gearbeitet hatten, war dann wieder arbeitsfrei. An diesem Tag hätte ich leicht fortgehen können. Meine Flucht wäre dem tschechischen Verwalter erst am Montag, also einen Tag später, aufgefallen. Aber es mag wohl so sein, dass man in der Jugend besonders unbekümmert und leichtsinnig ist. Jedenfalls sah ich keinen Grund, schon am Sonntag wegzugehen, weil ja am Sonntag nicht gearbeitet werden musste.

Am Montag, den 17. September 1945, noch vor 6 Uhr, bin ich dann losgewandert. Für Gerda und meine Freunde Arthur und Erich habe ich einen Abschiedsbrief hinterlassen. Ich bin dann Richtung Volyne gelaufen. Dort traf ich auf einen amerikanischen Posten, der mir den Weg Richtung Grenze erklärte. Hier und bei der anschließenden Wanderung habe ich keine Armbinde getragen, um nicht aufzufallen. Erst als ich auf meinem weiteren Weg dann in Winterberg angekommen war, habe ich meine Binde schnell wieder angelegt, weil ich mich dort wieder unter den deutschen Bewohnern bewegte.

Schlimm war unterwegs der Durst.

Schließlich bin ich viele Stunden in der Sonne dahinmarschiert und hatte nur trockenes Brot zu essen. Einen halben Laib Brot hatte ich mir zusammengespart. Auch hatte ich ja nicht gerade leichte Freizeitkleidung an. Aber ich habe mich nicht getraut, irgendwo in einem Haus nach Trinkbarem zu fragen. Schließlich habe ich aus dem Fluss Volyn getrunken, ohne Rücksicht darauf, ob dieses Wasser auch genießbar war oder nicht.

Bis ich nach Winterberg kam, war es Nachmittag geworden. Einen Deutschen, erkennbar an der Armbinde, habe ich dann nach dem Weg über die Grenze nach Bayern gefragt. Er konnte mir nur sagen, dass die große Straße über den Pass von Kuschwarda nach Passau geht. Diese Straße ist allerdings ständig von Tschechen bewacht und kontrolliert. Die anderen kleinen Wege gehen durch den Böhmerwald. Aber das Betreten des Böhmerwaldes ist für alle verboten, die nicht dort wohnen.

Mit dieser Auskunft ging ich nun weiter. Nach dem Ortsende von Winterberg gab es eine Straßenabzweigung nach rechts in nordwestlicher Richtung. Dort saß ein Kind, das gerade eine Wegpause eingelegt hatte. Auf meine Frage sagte mir die 11-jährige Kleine, dass sie in Winterberg für ihre Mutter einkaufen war und dass sie noch bis Ferchenhaid gehen würde, also noch ungefähr drei Stunden. Dann waren es bis zur Grenze nur noch weitere zwei Stunden. Ich habe ihr erklärt, dass ich über die Grenze möchte. Und sie soll mich mitnehmen, allerdings darauf achten, dass wir nicht durch Orte kommen, wo tschechische Posten stationiert seien. Wir sind dann miteinander gelaufen, ich nach diesem anstrengenden Tag immer etwas hinter dem Kind her. Diesen Weg, teilweise über sumpfiges Gebiet mit Knüppeldämmen und um die Orte mit tschechischen Posten herum, hätte ich allein niemals gefunden. In Ferchenhaid schließlich konnte ich mich nur bei der Kleinen bedanken. Ihre Mutter, in deren kleinem Haus wirklich kein Platz für einen Gast war, hat mich dann zu ihren Verwandten im Ort geschickt. Dort wurde ich freundlich aufgenommen und gepflegt. Diese bescheiden lebenden Menschen im Böhmerwald, die noch dazu mit ihrer Vertreibung rechnen mussten, waren in jeder Hinsicht hilfsbereit. Sie haben mir auch gleich ein Bett zur Übernachtung angeboten. Aber weil kurz vorher die Tschechen bei Nacht das Dorf nach ehemaligen deutschen Soldaten durchsucht haben, ging ich lieber in den Heustadl zum Übernachten. Ich war froh, einen Ruheplatz zu haben. Immerhin hatte ich an diesem Tag rund 40 km zurückgelegt.

Am Dienstag, den 18. September 1945, bin ich zeitig früh weitergewandert, bei schönem Herbstwetter durch den Böhmerwald. Irgendwo kam ich auf einer kleinen Brücke über die dort noch junge Moldau und schließlich gelangte ich in das Grenzdorf Fürstenhut. In

einem Grenzbauernhaus habe ich meine 50 Kronen, die mir der Verwalter in Cestice gegeben hatte, in fünf Reichsmark umgetauscht. Mit diesen fünf Mark überschritt ich dann gegen 11 Uhr die Grenze nach Bayern auf einer Waldwiese, durch die ein kleines Bächlein floss.

Aus dem Machtbereich der Tschechen war ich nun heraus. Aber was jetzt? Da war ich nun in Bayern, das von der amerikanischen Militärverwaltung regiert wurde, ohne gültigen amtlichen Ausweis, ohne Geld und ohne Beruf. Das Brot das ich mir aus Cestice mitgenommen hatte, würde auch nicht mehr lange reichen. Und wegen meiner Flucht aus dem Arbeitseinsatz musste ich wohl zu Hause mit Schwierigkeiten rechnen. Zuerst einmal wollte ich jedenfalls in die Nähe meiner Ascher Heimat auf bayerischer Seite, wo ich Bekannte hatte. Der Weg dorthin war voller Schwierigkeiten.

Auf bayerischer Seite stand zufällig ein Lastwagen, der Baumstämme geladen hatte. Ich fragte die beiden Fahrer, ob ich mitfahren kann. Sie lehnten ab. Aber wie dann das Auto angefahren ist, bin ich einfach hinten aufgesprungen. Das Auto blieb stehen. Ich musste absteigen. Beim Wiederanfahren bin ich wieder aufgesprungen. Das Spiel wiederholte sich. Nach dem drittenmal Aufspringen gaben die Fahrer auf und ich durfte vorne einsteigen. Die Fahrt ging nach Passau. Nicht direkt über Freyung, sondern auf Umwegen, weil Brücken zerstört waren. Unterwegs kehrten die Fahrer in einem Gasthaus ein, wo wir ein Gulasch ohne Lebensmittelmarken für 80 Reichspfennig bekamen. Von meinen 5 Reichsmark waren also noch 4,20 RM übrig.

Wenn man vom Bayerischen Wald her nach Passau kommt, bietet die Stadt einen herrlichen Anblick. Aber für mich war vor allem wichtig, dass hier die Bahnlinie Richtung Regensburg verläuft. Unverzüglich ging ich zum Bahnhof und stellte mich dort vor einen Schalter in die Reihe der Wartenden. Der Andrang war groß. Im September 1945 fuhren wieder Personenzüge, aber jeweils nur Teilstrecken. Und viele Menschen waren unterwegs, die der Krieg und die Nachkriegszeit in die Fremde verschlagen hatten. Angekündigt war eine Fahrt von Passau nach Plattling. Aber als ich beim Fahrkartenschalter dran war, bekam ich keine Fahrkarte, weil ich keinen Registriererschein von der amerikanischen Militärbehörde hatte. Ich wanderte also zu Fuß die Straße neben der Donau in Richtung Vilshofen. Ein Fuhrmann mit einem Pferdegespann nahm mich mit bis Heining.

Dieser Nachbarort von Passau hatte eine kleine Bahnstation. Dort fand ich einen Bahnbeamten, einen älteren Mann mit weißem Bart in Eisenbahneruniform, dem ich erzählte, woher ich komme und wohin ich wollte. Und der verkaufte mir auch ohne Registriererschein eine Fahrkarte von Heining nach

Plattling. Von meinen ursprünglichen fünf Reichsmark bei Grenzübertritt war jetzt nicht mehr viel vorhanden.

Endlich kam der Zug. Er war total überfüllt. Auch zwischen den Waggons auf den Plattformen standen die Menschen dicht gedrängt. An ein normales Einsteigen war nicht zu denken. Da bei dem warmen Wetter, das an diesem Septembertag herrschte die Zugfenster geöffnet waren sah ich, dass in der Mitte des Waggons kein so enges Gedränge war. Kurzerhand machte ich bei so einem Mittelfenster einen Klimmzug und kletterte hinein in die Wagenmitte, wo ich dann einen Stehplatz hatte.

In Plattling blieb der Zug über Nacht stehen. Ich stieg nicht aus und fand dann einen Sitzplatz, auf dem ich die Nacht verbringen konnte. Am nächsten Morgen, den 19. September 1945, fuhr der Zug dann weiter nach Regensburg. Das Publikum war bunt gemischt. Neben mir saß ein Landser, der aus russischer Gefangenschaft kam. Er war in Rumänien im Einsatz. Als im August 1945 Rumänien, das vorher auf deutscher Seite gekämpft hatte auf sowjet-russische Seite übertrat, kam es zu Kampfhandlungen mit rumänischen Truppen. Er wurde gefangen genommen. Mit anderen deutschen Soldaten zusammen musste er sich am Rande einer Kiesgrube aufstellen. Dann wurden alle durch Kopfschuss getötet und in die Grube geworfen. So auch er. Aber bei ihm war der Kopfschuss nicht tödlich und als er wieder zu sich kam, lag er unter toten Kameraden und konnte hervorklettern. Er kam dann in russische Gefangenschaft und wurde wegen seiner Verletzung schon Mitte 1945 entlassen. Auf der Heimreise wurde er dann den Engländern übergeben, die ihm zusätzlich noch einen englischen Entlassungsschein ausstellten. Als dann ein Schaffner durch unseren Zug ging und die Fahrkarte kontrollierte, gab mir der Landser seinen russischen Entlassungsschein. Der Schaffner konnte die kyrillische Schrift genauso wenig lesen wie ich. Aber so heruntergekommen wie ich ausschaute, glaubte mir der Schaffner sofort ohne Misstrauen, dass er einen Heimkehrer aus russischer Gefangenschaft vor sich hatte.

In Regensburg musste ich dann noch durch die Bahnsteigsperrre. Als der Beamte meine Fahrkarte wollte, bin ich einfach durchgerannt. Verfolgen konnte er mich nicht, weil hinter mir noch andere Personen durch die Sperre wollten. Vor der Steinernen Brücke in Regensburg war ein amerikanischer Posten, der die Fahrzeuge kontrollierte, die über die Brücke wollten. Als wieder ein Lastwagen angehalten wurde fragte ich die Personen, die hinten auf der offenen Ladefläche auf dem Ladegut saßen, wohin die Fahrt denn geht. Bei der Antwort „nach Weiden“ bin ich sofort aufgesprungen. Das Mitfahren auf der offenen Ladefläche eines Lastwagens war möglich, weil die Fahrgeschwindigkeit nicht groß war.

Am Stadtrand von Weiden gab es wie-

der eine Kontrollstelle. Die amerikanischen Militärpolizisten wollten die Pässe der Reisenden sehen. Und weil ich keinen Registrierschein hatte, musste ich absteigen. Da standen schon einige ehemalige Wehrmachtsangehörige, die mir erzählten, dass sie sich bis jetzt versteckt gehalten hatten. Aber nun seien sie gefasst worden. Und jetzt geht es also in ein amerikanisches Gefangenenlager. Ich hatte nun wirklich keine Lust, nach der Flucht aus der tschechischen Zwangsarbeit in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu kommen.

Wenn ich meine Lage so überdachte, dann war ich jetzt ohne ein zu Hause, ein Heimatloser ohne einen gültigen Ausweis, ohne Geld und ohne Berufsausbildung. Und zu Essen hatte ich auch nichts mehr, weil mein halber Laib Brot aufgegessen war. Viel schlimmer konnte es eigentlich kaum mehr werden. Wohl nur, wenn man in diesem jugendlichen Alter schwerbehindert und pflegebedürftig ist, zum Beispiel durch eine Kriegsverletzung. Das war ich glücklicherweise nicht.

Also versuchte ich zuerst einmal weiterzukommen. Ich zeigte den amerikanischen Soldaten meinen Schülerausweis von der Ascher Oberschule für Jungen und erklärte ihnen in meinem bescheidenen Schulenglisch, dass der eingetragene Wohnort Asch in der Tschechoslowakei liegt und dass ich in meine tschechoslowakische Heimat wollte. Sie sagten mir, als tschechoslowakischer Bürger müsste ich einen entsprechenden Pass haben. Auf meine Frage, wo ich denn so einen Pass bekommen könnte, erklärten sie mir, dass dafür in Weiden der amerikanische Gouverneur zuständig sei. Als ich antwortete: „dann werde ich mir dort einen Pass holen“, ließen sie mich überraschenderweise laufen. Die amerikanischen Soldaten nahmen es wohl im September 1945, vier Monate nach Kriegsende, mit ihren Kontrollen nicht mehr so genau, auch wenn sie noch Stahlhelme aufhatten und Waffen trugen.

Ich ging in die Stadt Weiden hinein, aber nicht zum Gouverneur. Als ich eine ältere Frau nach der Straße Richtung Hof fragte, muss sie wohl Mitleid mit mir gehabt haben, mit einem Siebzehnjährigen, unrasiert und abgemagert. In einem kurzen Gespräch erklärte ich ihr, wohin in wollte und woher ich kam. Da sagte sie ich solle warten und holte aus einem Bäckerladen einen halben Laib Konsumbrot, den sie mir schenkte. Niemals werde ich vergessen, dass mir jemand, den ich überhaupt nicht kannte, in schwieriger Lage selbstlos geholfen hat. Dabei machte die Frau garnicht den Eindruck, als ob sie selber im Überfluss leben würde.

Am Stadtrand von Weiden nahm mich dann ein Lastwagen mit, der nach Hof wollte. Auf der offenen Ladefläche saßen schon andere Personen. Das Ladegut bestand diesmal aus Kisten mit Seife. Die Fahrt ging nicht auf der direkten Straße Richtung Hof, sondern wegen zerstörter Brücken auf Umwe-



56. Sudetendeutscher Tag 2005 am 14. und 15. Mai in Augsburg!

Leitwort:

**Vertreibung überwinden —
Ausgleich schaffen**

gen über Waldsassen, Schirnding und Hohenberg an der Eger. Es war schon dunkel, als wir nach Selb kamen. Dort konnte ich absteigen. Die Familie Gläbl, die ein Textilgeschäft hatte und mit der ich bekannt war, nahm mich freundlich auf. Ich konnte endlich wieder einmal ein Bad nehmen und auf einem bequemen Sofa schlafen.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, den 20. September 1945, ging ich Richtung Asch und gegen 12 Uhr bei den Prexhäusern über die Grenze. Zu Hause angekommen, war die Freude bei meinen Angehörigen groß. Aber jetzt war zu befürchten, dass wegen meiner Flucht aus Cestice nach mir gesucht würde. Auf den Rat meines Vaters hin und mit seiner Hilfe habe ich dann eine ärztliche Bescheinigung erreicht, über eine Krankheit, die ich gar nicht hatte, und einen Ausweis der Stadtverwaltung erhalten.

Gleich am Freitag, den 21. September 1945, ging ich in die Arztpraxis Dr. Robert Jäger, in der Herr Dr. Seifert tätig war. Der stellte mir eine Bescheinigung in deutscher und tschechischer Sprache mit folgendem Wortlaut aus: „Herr Ernst Werner, geb. 2. 4. 1928 lei-

det an einer chron. Erkrankung des Siebbeins, die einer dauernden Behandlung bedarf. Ein Arbeitseinsatz außerhalb des Wohnortes kommt derzeit nicht in Betracht. 21. 9. 1945 (Stempel Dr. Robert Jäger) i. V. Dr. Seifert“.

Am selben Tag noch war ich beim Städtischen Meldeamt. Dort erhielt ich einen Ausweis in tschechischer Sprache unter der Bezeichnung „Osvědčení totožnosti“, ausgestellt für „Pán Arnšt Werner“ von Mestka správa v Aši Olašováci urad“. Mit der ärztlichen Bescheinigung und dem Ausweis meldete ich mich am Samstag, den 22. September 1945, beim Arbeitsamt vom Einsatz in Strakonitz zurück.

(Schluss folgt)

Emanuel Geibel

Hoffnung

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muss *doch* Frühling werden.

Verlegung des Termins für die „Neibercher Bittlingskirwa“ auf den 11. und 12. Juni 2005

Die „Neibercher Bittlingskirwa“, die turnusmäßig seit alters her jeweils 14 Tage nach Ostern stattfindet, wollen wir auch in diesem Jahr wieder gemeinsam festlich begehen.

Wegen des frühzeitigen Termins in diesem Jahr, verbunden mit der derzeitigen Wetterlage sind die Veranstalter übereingekommen, den traditionellen Termin ausnahmsweise um zwei Monate zu verschieben. Das Kirchweihfest wird also am **11. und 12. Juni 2005** stattfinden. Wegen der bis dorthin abgeschlossenen Kanalbauarbeiten steht dann auch der gewohnte Festplatz für den Zeltbetrieb wieder zur Verfügung.

Das endgültige Programm, das u. a. wieder eine kleine Wanderung, ein Kirchenkonzert und einen Festgottesdienst beinhaltet, wird in der Mai-Ausgabe des Ascher Rundbriefes bekanntgegeben.

Wir bitten schon heute den Termin vorzumerken und freuen uns bei hoffentlich schönem Wetter auf eine rege Beteiligung. *Wilhelm Jäger, Hof*

Unser Ascher „Bummel“, gemeint ist das Trottoir vom Geyer's Eck/ Länderbank bis zum Wetterhäusel

Genau suar war's, ban Geyers-Eck,
daou war a breut's Trottoar,
ies oiche ganger bis za dern Fleck,
waou as Wetterheißl woar,
a g'wöhnles Trottoar war dees niert,
es woar halt aah as Stoar,
doch woos a Fremmer niemals siehrt,
dees woos daou einstmals war.

Va jedern Eck auf dern Trottoar,
a Stückl va sein Glück
und jeder denkt, wöis fröiher war
mit schwahrn Herzen z'rück,
dees Trottoar, a weng dreckert-grau
war mäiherer wert wöi Gold,
suar mancher haout sich daou saa Frau
va dern romantischen Fleckler g'hult.
Af dern Trottoar, dees is bekannt,
war manchen Abmd a Leb'm,
dort haout's naou wöi im Märchenland

a seelicher Jugend geb'm,
wenn abmids ümmer achter dea Uhr
erklang,
daou gähits schnell oiche ins Tal,
ma siehrt a Schlanger endlos lang,
ja, ja . . . dees war armal.
Dees Trottoar, öitz sooches Enk,
haout längst sein Sinn verlor'n,
doch jedesmal, wenn iech draoardenk
werd'n dōi Steuner nei gebor'n,
dōi Steuner haout ma Bummel g'nennt,
v'l gebert iech dafür,
wenn iech nu armal bummeln kennt,
wōi damals suar mit Dir!
Für alle war's der Bummel eb'm,
a jedern war dees kloar,
na neia Nouma mechten geb'm,
„as goldene Trottoar!“

Karl Geyer

DER HEIMAT VERBUNDEN Organisationen, Heimatgruppeñ, Treffen

Am 13. Feber trafen sich die **Rheingau-Taunus-Ascher** wie gewohnt in ihrem Stammlokal „Rheingauer Hof“ in Oestrich-Winkel nochmals, wie in den winterlichen Monaten üblich, um 14.00 Uhr. Krankheitsbedingt, aber auch aus familiären Gründen konnte der Gmeusprecher etwa an die zwanzig Besucher an diesem Nachmittag herzlich willkommen heißen. Nachdem wir uns Kaffee und Kuchen in gemütlicher Runde schmecken ließen, war es in der kleineren Runde naheliegend, mal einen richtigen Kaffeklatsch zu machen, also die Seele mal richtig baumeln zu lassen. Und es gab ja wieder eine Menge zu erzählen. Damit dies auch so richtig geschehen konnte, dafür sorgte Gerd Engelmann, diesmal alleine, der es auch hervorragend versteht mit seinem Schifferklavier dezente Hintergrundmusik zu machen. Achim Apel musste familiär bedingt an diesem Nachmittag passen.

Wie immer waren erst einmal die Geburtstage an der Reihe. Seit dem letzten Zusammensein am 9. Jänner konnten ihren Geburtstag Luise Michel geb. Schmidt am 10. 1. den 73., Emma Schöttner am 1. 1. den 86., Ernst Scheidthauer am 16. 1. den 76., Edi Schindler am 21. 1. den 79., Willi Ohorn am 23. 1. den 78., Tini Künzel am 5. 2. einen runden, den 80., Ernst Baumann am 6. 2. den 82. und Retti Scheidthauer geb. Zuber einen halbrunden, den 75. begehen. Der Gmeusprecher wünschte ihnen im Namen der Gemeinschaft im Nachhinein Gesundheit und Wohlergehen für die weitere Zeit.

Dennoch kamen auch die Vorträge nicht ganz zu kurz. Elli Oho-Gräf trug zwei selbstverfasste Beiträge vor. Und Hermann Richter führte wie immer ins Ascher der dreißiger Jahre und einige Jahre zuvor zurück mit „Unser Ascher Bummel“, von Karl Geyer. Der „Bummel“ war kein männliches Rind, das genau so in unserer Ascher Heimat genannt wurde und im nordbayerischen Raum auch heute noch so genannt wird, sondern die Wegstrecke vom Wetterhäusl am Schillerplatz bis zum Geyerseck am

oberen (südlichen) Ende der „Unteren Hauptstraße“ gegenüber der Bezirksparkasse und da wiederum nur der östliche Teil (wo der Peintbiener war) dieses Teilstückes. Die „älteren Älteren“ (im Gegensatz zu den „jüngeren Älteren“) des Nachmittags lebten so richtig wieder auf, als sie das Gedicht hörten. Auf'n „Bummel“ ging man meines Wissens nur dienstags und donnerstags und dann gab es einen „sechser“ (18.00 Uhr) und einen „achter“ (20.00 Uhr) „Bummel“.

Hier sei noch eine kleine Episode eingeflochten, die Rosl (richtig heißt sie Rose), meine Frau erlebte, als wir anfangs (das war Ende der sechziger oder Anfang der siebziger Jahre) in unserem zweiten Zuhause, dem kleinen Dorf Reutlas (heute auch nur um zwei Häuser größer und dennoch ein Stadtteil von „Markt Redwitz“, ich habe es bewusst so geschrieben, weil selbst die Ansager und Moderatoren im Bayerischen Rundfunk, wenn Marktrechwitz im Text vorkommt, nie wissen, wie sie es aussprechen sollen; es ist leider so). Sie war in dem unterhalb von uns liegenden größeren Bauernhof als die Altbäuerin ganz aufgeregt in die Stube gelaufen kam und rief: „Da Bumml is läus“, sie meinte, los im Stall voller Kühe. Als Hessin konnte Rosl mit der aufgeregten Aussage der Bäuerin nichts anfangen und glaubte helfen zu müssen, bis man sie nachher aufklärte, was für gefährliches Unterfangen dies gewesen wäre. Ganz im Gegensatz zum „Ascher Bummel“, da hat sich manches Paar für's Leben gefunden.

Auch dieser heimelige Nachmittag ging viel zu schnell zu Ende. Aber diesmal konnte man schon beim Hellen den Heimweg antreten; man merkte, dass „Lichtmess“ hinter uns lag.

Die nächste Zusammenkunft ist am 13. 3. (Beginn wieder um 15.00 Uhr). Da liegt die Märzausgabe des Ascher Rundbriefes noch nicht vor. Deshalb die Termine des 2. Quartals 2005 17. 4., 29. 5. und 26. 6. Beginn jeweils um 15.00 Uhr. Gäste sind wie immer herzlich willkommen.

Die **Münchner Ascher-Gmoi** hatte am 13. Feber ihr traditionelles Treffen, wie immer im „Garmischer Hof“.

Die Ascher zeigten Mut und trauten sich trotz meteorologischer, äußerst schlechter Wettervoraussage mit Sturm, Schnee und Graupelschauer in unser Gmeulokal. Zum Dank dafür schickte uns der „Wettergott“ (es muss ein Ascher sein), fast nur Sonnenschein. Erst am Abend, als die meisten von uns schon zu Hause waren, setzte das vorausgesagte Schneegestöber ein. Verwandelte die durch ein paar milde Witterungstage bereits grün gewordene Landschaft wieder in eine weiße Winterwelt. Aber auch sie wird bald der Vergangenheit angehören.

Die Gmoisprecherin begrüßte ihre Ascher Landsleute ganz herzlich und hatte gleich zu Beginn eine traurige Nachricht zu verkünden. Ein ehemaliger

Schulkamerad der Gmoisprecherin, Alfred Donner, und Landsmann aus unserer Ascher Gmoi, wurde nach längerer Krankheit am 18. Jänner von unserem Schöpfer zu sich gerufen. Alle Ascher erhoben sich von ihren Plätzen und gedachten schweigend des Verstorbenen.

Anschließend verlas die Gmoisprecherin die Februar-Geburtstagskinder: Frau Ida Fritsche am 24. 2. und Herr Edwin Ludwig am 23. 2. Nachträglich durften zwei Geburtstagskinder, welche im Jänner nicht anwesend waren und einen runden Geburtstag feierten, ihren obligatorischen Gesundheitstrunk in Empfang nehmen. Ihnen allen soll ein zufriedenes, glückliches und gesundes neues Lebensjahr beschieden sein.

Die Gmoisprecherin hatte Erfahrenes niedergeschrieben, welches sich in den letzten Wochen in der „alten Heimat“ zugetragen hatte und las es vor, unter dem Titel „Erlebtes — das man nicht vergisst“. Danach, zur Ermunterung, etwas Lustiges: „A Fosnatsschawernack“ mit seltsamen Ausgang, dann „A bissl woos af Ascherisch“ von Karl Goßler und „Die schöne, gute alte Zeit“. Die wahrhaftig zu unserer Groß- und Urgroßelterns-Zeiten, nicht für jeden „eine schöne und gute Zeit“ gewesen sein mag. Die Arbeit war hart und das Überlebensdasein — mit meistens vielen Kindern am Tisch — ein schweres. Da leben wir heute wie die Fürsten.

Frau Irmgard Franske brachte ebenfalls ein vergnügtes „Faschingerlebnis“ von den letzten Wochen zu Hause in der Ascher Heimat vor.

Es ist immer wieder sehr erfreulich und erstaunlich, welche unterhaltsame Gespräche sich aus Erinnerungen ergeben können.

Die Stunden vergehen immer viel zu schnell und man möchte noch gerne über dieses und jenes erzählen, aber wenn man einen weiten Heimweg vor sich hat, dann muss wieder einiges für das nächste Treffen aufgehoben werden.

Unsere nächsten Zusammenkünfte finden wie immer im „Garmischer Hof“ am 20. 3., 24. 4., 22. 5., 19. 6. und 17. 7. statt.

Da der Termin von unserem Bericht über unser stattgefundenes Treffen bereits an jedem 3. des Monats in der Redaktion des Ascher Rundbriefes eingehen müsste, um noch im selben Monat ausgedruckt zu werden, dies aber mit den Sonntagen unserer Treffen nicht einzuhalten ist, ändern sich unsere Termine. Außerdem müssen auch die Feiertage berücksichtigt werden.

Ich gehe davon aus, dass unsere Rundbriefleser dafür Verständnis haben. Es wird ihnen am Inhalt nichts entzogen. Dankeschön! Mit recht herzlichen Grüßen verbleibe ich Euere Gertrud!

Wir gratulieren

98. Geburtstag: Am 2. 4. 2005 Herr Karl Rogler, Bulkesweg 47 in 73230 Kirchheim.

Postvertriebsstück
Verlag Ascher Rundbrief
Grashofstraße 11
80995 München

B 48294
Gebühr bezahlt

Verlag Ascher Rundbrief • PVSt DPAG • Entg. bez.
48294#0001890-TINSA001#0305 85

Frau
Helga Truka
Gutenbergstr. 4 B
91058 Erlangen

E Sa, 19.3.05

96. *Geburtstag:* Am 1. 4. 2005 Frau Hildegard Frank, Hellenstraße 20 in 35519 Rockenberg.

95. *Geburtstag:* Am 11. 2. 2005 Frau Erna Korndörfer, Fahrtgasse 25 in 35415 Pohlheim, früher Schönbach.

91. *Geburtstag:* Am 7. 4. 2005 Herr Karl Geyer, Fürst-Friedrich-Straße 45 in 72488 Sigmaringen, früher Asch, Lohgasse 7.

90. *Geburtstag:* Am 28. 3. 2005 Frau Erna Gangl, geb. Pompl, Griesweg 10 in 86529 Schrobenhausen, früher Steinpöhl.

88. *Geburtstag:* Am 21. 4. 2005 Frau Lina Vorhoff, geb. Wolfrum, Biengäßchen 5 in 95028 Hof, früher Asch, Margareten-gasse 1.

86. *Geburtstag:* Am 21. 4. 2005 Frau Else Schott, Prieserstraße 6a in 95444 Bayreuth, früher Asch, Beethovenstraße 1708. — Am 25. 4. 2005 Herr Willi Thumser, Finkensteig 2 in 95030 Hof, früher Nassengrub bei Asch, Haus-Nr. 166.

85. *Geburtstag:* Am 13. 4. 2005 Frau Hilde Hederer, geb. Schug, Max-Reger-Straße 93 in 90571 Schwaig bei Nürnberg.

75. *Geburtstag:* Am 3. 4. 2005 Herr Gustav Lederer, Am Hang 2 in 34286 Spangenberg, früher Nassengrub bei Asch, Haus-Nr. 37. — Am 8. 4. 2005 Frau Alice Boeck, Herzog-Otto-Str. 6, in 83308 Trostberg, früher Haslau (Doktor-Alice) Am 11. 4. 2005 Herr Walter Blank, Am Pfad 5 in 35440 Linden, früher Asch, Gustav-Geipel-Ring 2387. — Am 14. 4. 2005 Frau Rose Richter, geb. Jungheim, Ludwigstraße 22 in 64572 Büttelborn. — Am 18. 4. 2005 Herr Gustav Biedermann, Ansbacher Straße 19 in 90616 Neuhof a. d. Zenn, früher Asch, Gerhart-Hauptmann-Straße 2279. — Am 26. 4. 2005 Herr Prof. Dr. Otto Oehm, Brucknerstraße 9 in 91074 Herzogenaurach, früher Asch, Pestalozzistraße 2154.

★

NIEDERREUTH gratuliert

90. *Geburtstag:* Herr Edwin Singer (Ascherstraße).

84. *Geburtstag:* Frau Else Hecht geb. Mundel (Flauger Wirtshaus).

82. *Geburtstag:* Frau Frieda Sporn geb. Wunderlich (Schmied). — Frau Elsa Lederer (Gorch). Frau Hilde Grüner geb. Kropf (Hammel).

78. *Geburtstag:* Herr Erich Patzak (bei Pfaffenhansel).

77. *Geburtstag:* Frau Elly Thoiss geb. Geipel. — Herr Ernst Mundel (Flauger Wirtshaus).

75. *Geburtstag:* Frau Ruth Lampatzer geb. Rogler.

70. *Geburtstag:* Herr Herbert Martin (Ascherstraße, Sohn von Ede und Martha Tischer).

65. *Geburtstag:* Herr Heinz Laubmann (neben Säuling, jüngster Spross der Geschwister).

An alle Geburtstagskinder, die hier nicht genannt sind, ergeht ebenfalls herzliche Gratulation.

Unsere Toten

Frau Ilse Dietrich verh. Herda ist am 16. 1. 2005 im Alter von 74 Jahren plötzlich und unerwartet entschlafen. Drei Kinder trauern um sie, wobei zwei Töchter in Amerika sind. Sie wohnte in Asch an der Ecke Marktplatz/Hauptstraße und war die Tochter vom „Bach-Schmied“, einer alten Ascher Familie. Sie besuchte die Rathauschule und dann die Steinschule.

Ilse wurde mit ihrer Mutter mit dem ersten Transport ausgewiesen nach Buseck in Hessen.

SPENDENAUSWEIS

Heimatverband des Kreises Asch e. V.: Heimatverband des Kreises Asch, Sitz Rehau, Konto-Nr. 430 205 187 bei der Sparkasse Rehau, BLZ 780 550 50.

Ascher Hütte: Deutscher Alpenverein, Sektion Asch, Postbank München Nr. 205 135 800, BLZ 700 100 80.

Ascher Schützenhof Eulenhhammer: Verein Ascher Vogelschützen Rehau, Konto-Nr. 430 203 349 bei der Sparkasse Rehau, BLZ 780 550 50.

Für die Stiftung Ascher Kulturbesitz, Sitz Rehau: Konto siehe Heimatverband des Kreises Asch, Zusatz: „Für die Stiftung Ascher Kulturbesitz“.

Für den Erhalt des Ascher Rundbriefs: Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Raiffeisenbank München-Feldmoching, Konto-Nr. 40487, BLZ 701 694 65.

Für den Heimatverband des Kreises Asch e. V.: Statt Grabblumen für Herrn Ludwig von Luise Graf, Düsseldorf 25 Euro — Trauerspende anlässlich des Ablebens von Herrn Walter Ludwig, Haid von Franz Scharnagl, Hanau 50 Euro — Statt Grabblumen für Frau Berta Ludwig, Heidelberg von Erika Korn-

dörfer, Lauf 15 Euro — Im Gedenken an Walter Ludwig, Linz von Lotte Deichmann 25 Euro — Statt Blumen für Frau Gertrud Balg von Ilse Cuntz, Friedberg 15 Euro.

Dank für Geburtstagswünsche und sonstige Spenden: Hans-Alfred Zäh, Maintal 10 Euro — Hildegard Heinrich, Esslingen 15 Euro — Lotte Hähnel, Ismaning 20 Euro — Siegfried Grimm, Wittislingen 30 Euro — Heinz Leupold, Hof 35 Euro — Erika Korndörfer, Lauf 10 Euro — Spende zum 77. Geburtstag von Adolf Roth, Hof 20 Euro — Otto Walter Hannemann, Unterschleißheim 20 Euro — Ulrich Krögel, Wolfhagen 20 Euro.

Für den Erhalt der evangelischen Kirche in Neuberg: Wilhelm Jäger, Hof 50 Euro.

Für die Ascher Hütte: 80 Euro spendete Fritz Nitzsche KG, Aichach — Hildegard Heinrich, als Dank für Glückwünsche zum Geburtstag 15 Euro — Familie Zäh/Wolfrum, Maintal, im Gedenken an unsere Cousine und Tante Hilde Götz, Fleißen 50 Euro — Ludwig und Helga Kneiting, Abensberg 100 Euro — Elfriede Künzel, Neu-Ulm, im Gedenken an Frau Dora Thorn, Krumbach 20 Euro — Siegfried Grimm, Wittislingen, als Dank für Glückwünsche zum Geburtstag 20 Euro — Irmgard Jaeckel, statt Grabblumen für Herrn Walter Ludwig, Haid 20 Euro.

Für den Erhalt des Ascher Rundbriefs und Roßbacher Ecke:

7.— *Euro spendeten:* Werner Hofmann, Weitramsdorf; Elise Queck, Schrozberg.

10.— *Euro spendeten:* Erna Beisswenger, Stuttgart, als Dank für Geburtstagswünsche; Barbara und Harry Ruhländer, Kaarst, als Dank für Geburtstagswünsche; Marianne Pietras, Dietfurt.

12.— *Euro spendeten:* Juliane und Walter Gantz, Rabenau; Brunhilde Munk, Owen.

17.— *Euro spendeten:* Berta und Emil Buettner, Bayreuth; Walter Zaiser, Kirchheim-Ötlingen.

20.— *Euro spendeten:* Josef und Emmy Hermann, Veitsbronn; Else Ludwig, Stadtbergen, im Gedenken an Frau Gertrud Balg und Schwester Gretl; Karl Hacker, Weinstadt; Ingeborg Reinhard, Erlangen.

27.— *Euro spendete:* Emilie Öller, Kirchheim.

30.— *Euro spendete:* Gustav Fuchs oder Barbara? (leider nicht vollständig auf der Überweisung).

50.— *Euro spendeten:* Dipl.-Ing. Rudolf Petermann im Gedenken an Carl Tins; Elsa Bloss, Veitsbronn; Eibl Roland und Margot Ilse, Stephanskirchen.

77. *Euro spendete:* Gerhard Schmidt, Landau.

100.— *Euro spendete:* Walter Wunderlich, Knoxville, Texas.

Spendenliste abgeschlossen am 3. 3. 2005

Spenden für den Heimatverband Asch, die Stiftung Ascher Kulturbesitz, für die Ascher Hütte und für den Schützenhof Eulenhhammer bitte keinesfalls auf eines der nebenstehenden Geschäftskonten überweisen! Bitte benützen Sie für Ihre Spenden die unter der Rubrik „Spendenausweis“ genannten Konten. Vielen Dank!

Ascher Rundbrief — Heimatblatt für die aus dem Kreise Asch vertriebenen Deutschen. — Bezugspreis: Ganzjährig 23,— Euro, halbjährig 12,— Euro, einschließlich 7% Mehrwertsteuer. — Verlag Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Grashofstraße 11, 80995 München, Tel. 089/3 13 26 35, Fax 089/3 14 52 46. Veröff. gem. § 8 Bay.Pr.G., Alleininhaber Alexander Tins, Kaufmann, München. Verantwortlich für Schriftleitung und Anzeigen: Heidi Reichlmayr, Elektrastraße 11, 81925 München, Tel. u. Fax 089/91 16 44. Bankverbindung: Raiffeisenbank München-Feldmoching, Kto.-Nr. 40487, BLZ 701 694 65.